



Berlin, den 9. Januar 1901.

Krimmitschau.

In der Tertia war Coppée's Grève des forgerons und das liebste Gedicht. Französisch und deutsch konnten wir die steilen Tiraden herunterdonnern, herunterwimmern und kamen uns, wenn wir's thaten, wie verwegene Rebellen gegen staatliche Sägung vor. Vater Jean, der Held, gab es den Reichen, den Satten, allen Tyrannen gut. Jedes junge Herz mußte für den Greis schlagen, der, als Vertrauensmann der Kameraden, vor den Fabrikherrn hintritt und mit bescheidener Würde für die darbenden Schmiede höheren Lohn erbittet. Der Herr knackt sich Müsse auf — damit sollte, vor vierzig Jahren, die eisige Härte des Ausbeuters angedeutet werden; heute müßten mindestens Selbstopfropfen knallen —, lehnt die Forderung ab und droht, den Unbotmäßigen morgen die Fabrikthür zu sperren. Das hatte nur noch gefehlt. Die Schmiede schwören, die Werkstatt nicht zu betreten, bis ihr gerechtes Verlangen erfüllt ist. Jean leistet den Eid mit; und erlebt nun alles Leid eines langwierigen Winterstrokes. Kein warmer Ofen, kein Brot; das letzte verpfändbare Stück im Leihhaus; die Enkel mit blassen, spigen Gesichtern und im Blick der zerarbeiteten Hausfrau jeden Abend der selbe Vorwurf, die selbe Frage. Endlich trägt ers nicht mehr. Geht in die Strikerversammlung und sagt offen, als redlicher Mann, er könne zu Haus das Elend nicht länger ansehen und wolle, um Weib und Brut nicht verhungern zu lassen, die Arbeit zum früheren Lohn wieder aufnehmen. Bängliches Schweigen ringsum. Dann brüllt ein Bengel: „Feiger Schuft!“ Der Greis bäumt sich und starrt; wie rother Rebel liegt's vor dem Auge. Alte Romanerinnerungen zuden ihm durchs Hirn. Schuft! Das darf man nicht hinnehmen; nur Blut

wäscht solchen Schimpf von der Ehre. Ein Duell, nach der Herrensitte. Unsere Waffe der Schmiedhammer. Mit gewaltigem Streich zerschmettert der Alte den Schädel des jungen Kneipenschwägers. Als Mörder steht er vor den Geschworenen und fleht: Den Tod, nicht das Zuchthaus! Held und Märtyrer schien er den Knaben, die knirschten: So ist diese Welt! Den Gerechten, der Pflicht Getreuen treibt sie ins Verbrechen. Aber wenn wir erst groß sind... Wir erwachsen. Und eines Abends hörte ich bei einem Proletarierfest den „Strike der Schmiede“ deklamiren. Das, dachte ich, gibt einen Sturm; wie muß das Gedicht, das schon Bourgeoisdöhnchen entflammte, erst auf Arbeiter wirken! Es wirkte nicht. Die Hörer schauten mürrisch drein und am Schluß wurde gezielt. Ein Erfahrener löste das Räthsel. „Wie konnten“, sprach er, „unsere Genossen nur dieses Zeug aufs Programm setzen! Ein Blinder mußte doch voraussehen, daß bei organisirten Arbeitern kein Mitleid mit einem Strikebrecher zu finden ist.“ Davon hatte unser Schülersinn nichts geträumt. Was wissen Tertianer von sozialer Moral? Kinder sind stets Individualisten. Ein Musterbild tapferer Tugend dünkte uns der Mann, den seine Klassengenossen wie einen Lumpen bespöien. Vater Jean lebte in stillerer Zeit. Heute hätte er von den Kameraden mehr zu fürchten, von den Richtern mehr zu hoffen. Sein alter Leib wäre vor Dieben nicht sicher. Dem Totschläger würde eine bourgeoise Jury aber die Rechtswohlthat des § 213 gewähren und er käme sicher mit einjähriger Gefängnißstrafe davon. Vielleicht noch glimpflicher; denn er gehört zu den von Juristen und Laien zärtlich geliebten „Arbeitswilligen“ und der Zorn über unverschuldete schwere Beleidigung hatte ihn „auf der Stelle zur That hingerissen“.

Zwei Welten, zwei Sprachen; und jede hat natürlich auch für das Urtheil über sittliche Werthe ihren eigenen Jargon. „Arbeitswilliger“ und „Strikebrecher“ sind gute Beispiele. Zur Arbeit willig — zu schlecht bezahlter — ist der Arme, den der geringe Lohn aus tiefstem Elend reißt, der so lange hungernd im Frost saß, daß er sich nicht als ebenbürtigen Genossen der Männer fühlt, die um die Möglichkeit höherer Lebenshaltung kämpfen. Er will arbeiten, um ihnen gleich zu werden, und wird, wenn er so weit ist, keinen Augenblick zögern, nach ihren Waffen zu greifen. Das weiß jeder Durchschnittsfabrikant, jeder aus dumpfem Triebleben erwachte Arbeiter; und wenn sie gerecht wären, müßten sie sagen: Den Mann warb bitterste Noth; er ist nicht der bessere Mensch, nicht ein erbärmlicher Kerl, verdient weder Liebe noch Haß, sondern ist, ganz wie wir, durch sein Wirthschaftsbedürfniß determinirt. Doch sie können nicht gerecht sein; wollen's auch nicht. Ihrem Denken öffnet und

schließt das Klassenbewußtsein die Weiche. Die Arbeiter wollen für geringere Anstrengung mehr Lohn, wollen zeigen, daß sie stark genug sind, den störrigen Kapitalisten zur Annahme ihrer Bedingungen zu zwingen, und haben fast schon den Stillstand des ganzen Betriebes erreicht. Da kommt Hilfe. Schlecht genährte, schlecht vorgebildete Leute; aber für ein Weilchen gehts und inzwischen wird der alte Stamm märb. Kehrt gar von den Strikenden Einer zur Arbeit zurück, dann empfangen ihn offene Arme. Ein Braver, der den Hehern nicht nach der Pfeife tanzt! Ein Wicht, der die gemeinsame Sache verräth! Tausend Flüche gellen ihm nach. Wir haben gedurft und gefroren, standen beinahe schon am Ziel: und dieses Gefindel, Arbeiter wie wir, raubt uns den Kampfspreis! Der Brave mag froh sein, wenn er nicht geprügelt wird. So ein gemeiner Strikbrecher! . . . Das ist eben, sagt der Bourgeois, auch der sehr liberale. Gegen Ausstände haben wir nichts, gar nichts gegen Lohnkämpfe, die das Gesetz erlaubt; wer aber arbeiten will, darf nicht gehindert, gescholten, zum Krüppel geschlagen werden. Dieser Terrorismus ist nicht zu dulden. Terrorismus: drittes Jargonbeispiel. Freilich hemmt Furcht und Schrecken den Zuzug fremder Arbeiter. Ist die Erregung von Furcht und Schrecken aber nicht ein unbestreitbares Kriegerecht? Halbe Compagnien liefen aus der Feldschlacht, wenn sie nicht mit flacher Klinge zurückgejagt würden. Tausende entflöhen dem Strikjeläubde, wenn die Angst vor Schmach und Mißhandlung sie nicht hielt. Ohne die schreckende Strafandrohung würden Abertausende stehlen, rauben, fälschen, unterschlagen, Meineide schwören und morden. Sittlichen Werth wägt Ihr? Terrorismus ist gut, wenn er uns nützt, schlecht, wenn er uns schadet. Diese ganze Phraseologie könnte auch ein Tertianer leisten. Wo Erwachsene so kindisch reden, braucht Keiner sich des Knabenwahnes zu schämen, der in Vater Jean, dem Arbeitwilligen, dem Strikbrecher, dem Opfer des Terrorismus, einen Helden und Märtyrer sah.

Als im Reichstag über den Strik der Krimmitschauer Textilarbeiter gesprochen wurde, erzählte der von Sachsen zum Bundesrath bevollmächtigte Herr, einer Arbeitwilligen sei auf offener Straße zugerufen worden: „Du alte Sau willst den Strikbrecher machen? Dich wollen wir schon kriegen!“ Andere Arbeitwillige seien eingeschüchtert, bedroht und durch Bewilligung des Fahrgeldes zur Rückreise bestimmt worden. Solchen Terrorismus dürfe die Regierung nicht dulden. . . In Krimmitschau, wo hauptsächlich Buckskin, Shoddy, Wigogne und Wolle fabrizirt wird, striken seit dem August ungefähr sieben-tausend Arbeiter; striken oder sind ausgesperrt. Die Frage, ob Strik oder Lockout vorliegt, ist nicht sehr wichtig. In fünf Fabriken wurde, statt der elf-

stündigen, die zehnstündige Arbeitszeit gefordert und die Ablehnung des Verlangens mit der Streikproklamation beantwortet. Selbst Herr Bebel hat gesagt, er „mache den Arbeitgebern keinen Vorwurf daraus, daß sie in diesem Fall die Waffe der Aussperrung gebrauchten“. Das war vernünftig; denn die krimmischauer Fabrikanten folgten dem selben Gefühl der Solidarität, das die Arbeiter treibt, ihre ausständigen Genossen zu unterstützen. Sie erklären: Erstens können wir, um konkurrenzfähig zu bleiben, die zehnstündige Arbeitszeit nur gewähren, wenn sie für die ganze deutsche Textilindustrie gesetzlich vorgeschrieben wird, und zweitens lassen wir uns nichts abtrogen; wir sind Herren im eigenen Haus und kennen Euch Pappenheimer: was wir jetzt erleben, ist ja doch nur die Probemobilmachung für den kommenden Kampf um den achttündigen Maximalarbeitstag. Ihr wollt so schnell wie möglich in acht Arbeitstunden mindestens eben so viel verdienen wie bisher in elf; geben wir heute nach, dann kommt Ihr morgen mit neuer Zumuthung: deshalb wehren wir uns lieber gleich jetzt. (Hintergedanke: Selbst wenn wir nach vier oder sechs Monaten schließlich nachgeben müssen, sind Eure Organisationen so geschwächt, die Mittel Eurer Bundesgenossen so erschöpft, daß wir für eine Weile Ruhe haben.) Darauf antworten die Arbeiter: Wir werden schlechter bezahlt als unsere Genossen am Rhein und Ihr könnt ohne jede Schädigung unsere gerechten Wünsche erfüllen; denn Verkürzung der Arbeitszeit bedeutet nicht Minderung der Produktion. Bis 1881 haben wir zwölf Stunden gearbeitet; jetzt liefern wir in elf Stunden das selbe Quantum. Unsere modernen Maschinen machen in der Minute fünf und zwanzig bis dreißig Schuß mehr als die alten, strengen uns aber auch mehr an: also ist's nur billig, daß die Arbeitszeit verkürzt wird. Wir werden schneller und besser arbeiten und Ihr werdet an Licht, Heizung, Maschinenabnutzung, Krankengeldern Beträchtliches sparen. Wollt Ihr aber nicht: gut, dann muß man Euch zwingen; wir haltens aus. (Hintergedanke: Selbst wenn wir nach vier oder sechs Monaten doch nachgeben müssen, ist Euer Profit so geschmälert, Eure Bundeskasse so leer, daß Ihr unsere nächste Forderung nicht wieder hochmüthig ablehnen werdet.) Die Arbeiter sind tapfer geblieben. Sie werden von deutschen und fremden Gewerkschaften unterstützt, aber es ist keine Kleinigkeit, daß sie diesen strengen Winter durchdarben und nicht in Schaaren der rothen Fahne entlaufen. Sie sind auch ruhig geblieben; was von „Ausstreitungen“ berichtet wird, ist kaum der Rede werth. Auch von Aufsehern soll ein Fabrikmädchen manchemal schon „alte Sau“ genannt worden sein. Und daß den Arbeitslosen, die Galizier und Tschechen als Ersatzreserve anrücken sehen, der Born in die Schläfe steigt und Schimpfreden auf

die Spitze drängt, ist am Ende nicht unverzeihlicher Frevel. Das stille Ringen hat Größe und epischen Stil. Der von Sachsen zum Bundesrath bevollmächtigte Herr aber fühlt davon nichts und glaubt die Amtspflicht lobesam erfüllt, wenn er die alte Weise vom Terrorismus der Hezer angestimmt hat.

Das ist die offizielle Phraseologie. Es giebt auch eine liberale, die sich besonders wild gegen die sächsische Regierung austobt. Diese Regierung ist weder sehr erleuchtet noch sehr modern; solls, nach dem Willen der in Dresden versammelten Volksvertretung, auch gar nicht sein. Und ein Ministerium, das den Willen der Parlamentsmehrheit vollstreckt, dürfte ein Liberaler eigentlich nicht tadeln. Uebrigens vermag es in Krimmischau nicht viel Böses zu wirken. Die üblichen kleinen Tracasserien. Versammlungen werden unter allerlei Vorwänden verboten, Strikepostenketten durchbrochen, die gebenedeiten Arbeitwilligen von Gendarmen in die Fabrik begleitet. Das Alles nützt der Arbeiterjache nur, schürt die verglimmende Leidenschaft und liefert den Sozialdemokraten brauchbaren Stoff zur Agitation. Sie wären Tröpfe, wenn sie ihn nicht benutzten. Wer aber nicht parteilich interessirt ist, sollte an solche Winzigkeit nicht die Zeit vergeuden. Hat denn je eine Regierung, die mit Hof und Heer fortleben wollte, nicht die Geschäfte der reichsten Klasse besorgt? Ihre Unparteilichkeit betheuert jede; und jede prägt der herrschenden Macht das Recht. Ruskin sagt irgendwo, alle Staatsreligion predige einschläfernde Wahrheiten (oder Unwahrheiten), deren Zweck sei, den Pöbel ruhig bei der Arbeit zu halten, während wir uns amüsiren. Ungefähr ist's auch der Zweck aller staatlichen Sozialpolitik. Noch nie hat ein Volk aus fremder Geschichte gelernt; also müssen wir sechzig Jahre später die Erfahrung machen, die den Briten die Charlistenepoche brachte. Ist D'Ziraelis „Ehbit“ ganz vergessen? Weiß Niemand mehr, wie oft in Durham Blut floß, in Lancashire Artillerie mit schwerem Geschütz vor die Fabrikthore fuhr? Etwas weiter sind wir doch schon. Sogar im zwifauher Amtsbezirk wird man Strikende nicht leichten Herzens niederharttäschen. Wir werden die sächsischen Excellenzen nicht ändern, können die letzten Wurzeln der Feudalzeit nicht mit bleibendem Erfolg ausjäten, ehe sie dem Bewußtsein abgestorben sind, und sollten immer bedenken, daß Sentimentalitäten und Moralgebote im Krieg unnützlich nur den Train belasten.

Nicht so hart wie die grünweiße Regierung, doch hart genug werden die Fabrikanten gescholten, deren Unverstand den Strike oder Lockout verschuldet habe. Nur um die Erhaltung ihrer Tyrannenmacht ist's ihnen zu thun. Sie schädigen gewissenlos das Volksvermögen und die Volksgesundheit und schämen sich nicht, mit Slavenhilfe über deutsche Landsleute zu siegen.

Ganz so schlimm, wie es klingt, meinens selbst die Sozialdemokraten nicht; vor zehn Jahren, während des berliner Bierkrieges, war auch der Brauer Richard Kocfick als Scheusal und Kapitalistenbestie verschrien und wurde nach seinem Tode dennoch in die Gemeinschaft der heilig Reinen erhöht. *A la guerre comme à la guerre*; und ein Narr, wer auf dem Schlachtfeld über rauhe Worte das Näschchen rümpft. Doch nicht nur die Arbeiter: auch die Unternehmer sind in drangvoller Kriegsnoth und handeln im Nothwehrrecht. Seit Monoton haben sie nur Verluste, stehen sie vor der Gefahr, die Absatzmärkte sich für immer gesperrt, die Kundschaft morgen vielleicht in die konkurrende Spinnerstadt Berviers abbiegen zu sehen. Nur in Kinderbüchern und Agitatorenreden ist jeder Fabrikbesitzer ein steinicher Mann; Erwachsene wissen, wie oft hinter Renaissancemöbeln die Sorge nistet. Die Krimmitschauer Buckstinkönige werden nicht hungern, vielleicht aber, mit läch:ndem Antlitz, manche Hoffnung eingesargt haben. Ihnen von der Katheder herab ins Gewissen zu reden, ist recht bequem; ob die gestrengen Herren Professoren und Literaten sich selbst aber gar so leicht entschlössen, freiwillig auf Profit und Herrenrecht zu verzichten? Der Frage, wer in Lohnkämpfen Recht, wer Unrecht hat, findet stets nur die Klassenmoral die bündige Antwort. Die Fabrikanten handeln nicht unsittlicher als die Arbeiter. Der Proletarier will sich, seine einzige Waare, so theuer wie möglich verkaufen, der Kapitalist sie, so lange es irgend geht, nicht mit höherem Preis bezahlen als der nach dem selben Kundenkreis auslugende Konkurrent. Beiden ist das Wohl ihrer Klasse wichtiger als das Gedeihen der Nation (die sich, denken sie, schon ihrer Haut wehren wird), Beiden färbt das gesellschaftliche Sein, nach Margens Wort, das Bewußtsein. Im Krieg werden beschwerliche Schleier rasch abgeworfen. Vorher hieß es: Fort mit den fremden Stammsplintern aus deutschem Land! Dann, wenns an Händen fehlt, ruft der Landwirth Russen, der Fabrikant Böhmen und Polen herbei. Warum nicht? Das Kapital hatte lange vor dem Proletariat seine Internationale. Noch sind wir am Anfang. Strikende Arbeiter werden schon jezt von ausländischen Gewerkevereinen unterstützt. Internationale Strikerversicherungen der Unternehmer werden folgen. Oberschlesien wird mit Westfalen, Berviers mit Krimmitschau die Beute theilen, die der Strike ins Land gebracht hat, und die nationale Phrase wird lustig weiterrasseln . . . Und wenn im zwickauer Bezirk nur Textiltyrannen und Leuteschinder wohnten: wer ist so naiv, zu glauben, mit Vernunftgründen und Moralpredigt sei ihr Sinn zu wandeln? Die schönste Logik vermag nicht wegzuschneiden, was aus einem Interesse wuchß. Alle Reden, die beweisen sollten und bewiesen haben,

daß eine kommunistifche Gefellfchaft unmöglich wäre, find ohne Nachwirkung ins Leere verhallt (und die Reden unseres neuen Reichsfozialiftenötters werden kein besseres Schickfal haben). Alle Verfuche, mit humanen Sprüchlein den Mächtigen Befizrechte abzuschmeicheln, find ohne dauerbares Ergebniß geblieben. Auch die Bedrohung mit künftiger Gefahr hat nie geholfen. Stärker noch als der stärkste Appell an die Zukunft ift stets das Bedürfniß der Gegenwart. Keiner von uns, fagte Mallock, verzichtet, wenn ihn fröftelt, auch nur auf einen einzigen Korb Kohlen, um den Schatz der Bergwerke für feine Kindesfinder zu fchonen. Und der Sachse foll jetzt vor den Slaven zittern?

Unsere Sentiments beweifen, entfcheiden nichts. Wenn Rußland fich stark genug fühlt, wird es Japan den Krieg erklären; und genau fo wird Japan handeln. Bleibt der Krieg, den das Weltheer der Fabrikarbeiter gegen die Befizer der zur Produktion nöthigen Werkzeuge führt, aber nicht ein Krieg, trotzdem er ohne Lanzengeflirr und Kanonendonner ausgefochten wird? Wer heute Menschenleben vernichtet, bewirkt nicht viel; das Ziel des modernen Strategen ift: durch Zerftörung von Eigenthum den Gegner zu fchwächen. Das will auch das Arbeiterheer, das fich im letzten Jahrhundert langsam zufammengefunden und in kurzer Zeit viel schon erreicht hat. Es wird noch mehr erreichen. Elf Stunden Arbeit, für Männer und Frauen, für ein morifches Webergefchlecht: keine Beredsamkeit wird fo Geplagte überzeugen, daß folches regnum hominis in der civitas dei beifchloffen ward. Wann diese Qual enden wird? An dem Tag, der die Angreifer stärker findet als die Belagerten; nicht eine Stunde früher. Karl Marx hat fich und feiner Gemeinde nie eingeredet, die Zukunft der Maschinemenschheit hänge von dem guten Willen und der Milde thronender Kapitaliften ab; er war nicht sentimental und wußte, daß fein Heer erst fiegen könne, wenn die Refervearmee verifchwunden ift, das Gewimmel der Paupers, die hinten auf Brofamen lauern und gern ins Frohnjoch kriechen. So lange es in Deutschland dichte Schaaren Armer giebt, die um jeden Preis für die Maschinenedienung zu haben find, können die Fabrikanten offizielle und offizijöse Vermittler von der Schwelle weifen. Das Gefez, das die foziale Auslese regelt, ift grausam, doch im Bereich alles Lebenden, das fich zu feineren Formen entwickeln foll, nicht zu entbehren; wie das Auge der im Dunkel lebenden Thiere verblüdet, verflümmert, weil es werthlos geworden ift und durch Selektion nicht mehr auf der Höhe der Leistungsfähigkeit gehalten wird, fo, fagt Weismann, müßte auch die menschliche Gefellfchaft verifuchen, die nicht im Wettstreit mehr täglich die Kraft zu erproben hätte. Und diese Lehre der Darwiniften ift noch nicht widerlegt.

...Krimmitschau ist ein Kriegsschauplatz. Als die sächsische Regierung des Hohnes und Schimpfes müde war, der von allen Seiten auf sie niederregnete, schickte sie einen Parlamentär in die Weberstadt. Die Arbeiter hörten ihn an, die Fabrikanten wiesen ihn ab. Und wieder hieß es: Seht diese schlechten Kerle! Bewiesen war aber nur, daß sich die Unternehmer noch kräftiger fühlen als die Arbeiter. Nur der Schwache parlamentirt auf offenem Schlachtfeld . . . Ist es denn gar nicht möglich, uns von der betäubenden, lähmenden politischen Phrase zu befreien? Müssen wir immer, wenn zwei Heerhaufen gegen einander rücken, fragen, auf welcher Seite die besseren Menschen stehen, statt uns an das Frijenwort zu halten, nach dem selbst der Herrgott mit den stärksten Schwadronen ist? Niemand kauft theurer, verkauft seine Waare billiger, als er muß. Warum sollen Unternehmer mehr zahlen, Arbeiter sich billiger anbieten, als sie müssen? Weil sie an Careys Harmonie, an Spencers Versöhnung der Interessen glauben? Solcher Glaube macht sie nicht satt, heizt ihnen nicht den Ofen. Gymnastiken mögen darüber streiten, ob Vater Jean, ob der stolze Fabrikant zum edleren Menschentypus gehört und ob Kameradschaft oder Familienband den Sittsamen in die wichtigere Pflicht zwingt. Dem Knabenalter Entwachsene haben Anderes zu thun; haben zu fragen, aus welchem Lager der höhere Kulturwerth als Kampfspreis winkt. Und dieser Frage ist die Antwort schnell gefunden. Der Sieg der Arbeiter bliebe nicht auf Krimmitschau beschränkt; Tausende deutscher Männer könnten dann reichlicher essen, Tausende deutscher Frauen besser für die Kinder, den Haushalt sorgen. Nur natürlich also, daß diesen Sieg Alle wünschen, denen er keine Kosten aufbürden würde. Alle? Die Regierungen wünschen ihn nicht. Erstens, weil jede „Unbotmäßigkeit“ ihnen ein Gräuel ist. Zweitens, weil sie nicht ahnen, daß die Industriekapitäne morgen, spätestens übermorgen nicht mehr die souverain herrschende Klasse sein werden. Rückständigkeit war von je her das schönste Vorrecht aller Regierungen. Sie wollen gesunde Soldaten und lassen in ganzen Provinzen das Volk verkrüppeln. Sie brauchen Steuern und ärgern sich, wenn der Massenlohn steigt. Sie suchen Märkte und jubeln, wenn ein Streikbrecherheer ihnen den einzig sicheren Markt, den heimischen, sperrt, die Kaufkraft der Millionen nicht wachsen läßt, die den Staat ernähren, erhalten.

Man sollte Sekundaner zur Regierung berufen. Die Tertia kann das Lied nicht blasen. Und wir Kinder hatten gehofft: Wenn wir erst groß sind . . .!



Berliner Sezession.

Wird es je eine Zeit geben, wo Rodin so allgemein der Bewunderung würdig erscheint wie jetzt Michelangelo? Wo der Jugend, statt der Medicäergrabmale, Abgüsse der „Bürger von Calais“ und des „Balzac“ als Idealwerke der Plastik gezeigt werden und die Zeichnungen des Modernen so verständlich geworden sind wie die des großen Renaissancelünstlers? Es ist schwer, sich eine solche Zukunft und ihren Geist vorzustellen. Rodins Kunst giebt machtvollen Antrieb, bereitet dem Kunstverstand Entzücken, regt bis zur schmerzhaften Spannung an; Glück und Begeisterung aber erlebt man ihr gegenüber nicht; oder doch nicht ungetrübt. Ihr fehlt die läuternde Kraft, das Absolute, ihr mangeln die Eigenschaften, die Kunstwerke aus einer Zeit in die andere hinüberretten. Entscheidend für die endgiltige Werthung der Kunst sind schließlich allgemeine Instinkte. Können aber gerade sie an Rodin herankommen? Kann dieses Genie mit dem seiner selbst unbewußten Lebensgefühl begriffen werden? Vielleicht doch; aber welcher seltsamer Zustand muß es sein, wenn Jünglinge und Mädchen in dem freudlosen Tiefstimm, der wehmüthigen Schönheit und leidvollen Erhabenheit dieser zwischen Extremen schwebenden Kunst sich selbst wiederfinden, wenn das rasche Entzücken der Jugend so ausbleibt wie unsere wahrhaftige, aber selten lächelnde, etwas ergrübelte und auch aggressive Bewunderung!

Je größer die Persönlichkeit des Künstlers ist, desto reiner produziert sie das Allgemeine. Darin liegt das Geheimniß ihrer Unsterblichkeit. Lebenden Künstlern gegenüber ist es aber schwer, zu unterscheiden, ob ihre Originalität einer Eigenwilligkeit entspringt oder nothwendige Form der Gründlichkeit ist. Was soll uns leiten? Das spontane Gefühl? Vor Michelangelos architektonisch gehärteten Werken laufen Einem kalte Schauer über dem Rücken; vor Rodins Werken bleibt diese stärkste Erschütterung aus. Hierin liegt aber nichts Entscheidendes, denn Thränen kann auch das Spiel einer Drehorgel hervorrufen. Die Werke der Bildenden Kunst lösen selten solche Affekte aus wie die der Poesie und Musik; geschieht es aber, so ist es fast immer das Architektonische, das Rhythmisch-Symmetrische, was erschütternd wirkt. Und wie viele höchste Kunstwerthe liegen doch in Malerei und Skulptur abseits vom Architektonischen! Vielleicht mißt die Seele mit einem Maß, das der Verstand nicht kennt, nach den Gesetzen einer Sittlichkeit, die nicht vom Propheten und Priestern stammt, sondern vom Weltgeist, mit einer Ethik, die allmahndes Erhaltungsgefühl ist. Vielleicht giebt es kein sicheres Urtheil als das durch die Theilnahme Aller gebildete, keine Wahrheit als die durch die Zeit ausgesprochene.

Daß solche Fragen sich vor den Zeichnungen Rodins einstellen, könnte

uns überreden, diesen seltenen Künstler den Größten zuzurechnen. Besser noch als mit Michelangelo, wie es jetzt vielfach geschieht, kann man ihn mit Donatello vergleichen; und das Schicksal dieses Künstlers, der erst nach Jahrhunderten, von einem späten Geschlecht, wieder entdeckt werden mußte, scheint auch dem besondern Wesen Robins angemessener. Doch mag es immerhin lohnen, einen Augenblick bei dem ersten Vergleich zu weilen, der von Anderen angestellt worden ist. Zu entscheidenden Resultaten kann man ja nicht gelangen; doch da Vergleiche das einzige Mittel sind, um Empfindungen zu wägen, darf man sich dieser Begriffsstützen schon bedienen.

Michelangelo und Robin unterscheiden sich wie ihre Epochen. Jener war ein geniales Ich, in dem die Welt ist; er überwältigte, was er darstellte. Dieser ist mehr Instrument als Spieler und steht dem Stoff leidend gegenüber. Jener machte in sich gerundete Dinge, gab eine Synthese des plastischen Lebens. Dieser giebt Theile; seine Werke sind Erläuterungen einer anonymen Synthese. Wenn man jede Arbeit des Renaissancekünstlers einem Kreis vergleichen kann, in dem alles Verwandte eingeschlossen ist und zum Mittelpunkt gravitirt, so bewegt sich der Geist Robins in Parabeln: aus dem Unergründlichen emporsteigend, sinkt die Kurve, in prachtvollem Bogen, ins Unergründliche zurück. Wo der Eine das Summarische will, ein Bildner des Seins ist, sucht der Andere die Reduktion und ist ein Bildner der Metamorphose; wo Jener Phantasien über viele Anschauungen gestaltet, bildet Dieser die Phantasie innerhalb einer Anschauung. Bei Robin ist die Idee stets außerhalb und ruft ihm zu, sie zu gestalten; Michelangelo aber ist die Idee selbst. Er hat das Monumentale, der Moderne das Psychologische. Der alte Meister hat im Blick des vom ungeheuren Ringen durchmodellirten Gesichtes die große Güte. Robin sieht hart, drohend und auch wieder eingeschüchtert ins Leben, blickt gleich Einem, der den Sieg einer stärkeren Macht ablistet und mit dem Kunststoff kämpft, wie der Landmann mit der Natur. Manchmal scheint es, als bestände das Genie des Franzosen darin, mit höchster Anspannung zu erstreben, was jene titanische Natur vor ihm voraus hatte. Wenn er's erreichte, auf den über das tiefer erschlossene Leben der Gegenwart führenden Wegen es erreichte!... Er wird nicht.

Die in der Sezession ausgestellten Zeichnungen vervollständigen das Bild seiner Kunst, wie die Handschrift einen Charakter kennzeichnen hilft. Es sind Zeichnungen eines Bildhauers, Studien des Plastikers, die Abgeschlossenheit im Sinn der Graphik nicht beanspruchen. Das Studium richtet sich nicht auf anatomische Details, dient nicht der Übung; es sucht vielmehr die Ideen der Realität, befragt die Erscheinungen um Geheimnisse, denen keine Phantasie gewachsen ist, die aber doch die Phantasie entscheidend befruchten. Zwei Arten von Zeichnungen sind zu unterscheiden: die kräftig

in Schwarz und Weiß hergestellten Skizzen für plastische Entwürfe und die nur konturirten und leicht getuschten Modellstudien. Die Arbeiten der ersten Art sind offenbar aus dem Kopf gemacht; darum sind sie malerisch mehr fertig und bildhaft vollständig. Sie sind es, die am Meisten an die Handschrift Michelangelos erinnern; nur kommt zugleich noch eine Art der Lichtbehandlung hinzu, die auch an Rembrandt denken läßt. Es sind Produkte einer aus reichen Erinnerungsbildern schöpfenden, komponirenden Phantasie. Lehrreicher noch sind die Modellstudien. Hier ist wie in athemloser Eile ein Körper mit einer einzigen Linie umschrieben, ohne Rücksicht auf das Einzelne. Welche seltsame Art, zu sehen, welche wunderliche Auslese aus den unendlichen Möglichkeiten! Und wie wahr doch und schön! Wenn die Künstler früher, nach Lessings Wort, das Ideal darin sahen, zu malen, „wie sich die plastische Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht“, so hält Rodin sich gerade an Das, was der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht. Deshalb erignert man sich vor seinen Arbeiten auch an die merkwürdige Zwischenbemerkung Contis in Bezug auf „die plastische Natur“: „wenn es eine giebt.“ Die Alten und ihre Epigonen suchten die Harmonie des dynamischen Gesetzes; Rodin sucht die Dissonanz auf harmonischer Grundlage. Er belauert das Modell in Augenblicken des Selbstvergessens, giebt von einer Stellung nicht Das, um dessen willen Akademiker dem Modell Posen erfinden, sondern das Unbewußte, das unter der Oberfläche der äußeren Gestalt liegt, die Wahrheit, die unter der theatralischen Lüge athmet, die Psychologie des Unwillkürlichen, die in Worte nicht faßbar ist.

Diese Zeichnungen stellen nur weibliche Modelle dar; der agile Männerkörper könnte in dieser Weise nicht gezeichnet werden. Die Arbeitsweise denkt man sich so: zuerst folgt der Stift den schlaffen Geberden des Fleisches, ein Geist schaut an, für den die Grenzen des Lebens nicht mit den Grenzlinien der Körper zusammenfallen, der seine artistischen Schlüsse zu ziehen weiß, wenn zwei Frauenkörper sich erotisch in einander schmiegen, sich suchen und sich mit allen Flächen des Leibes zu küssen streben; dann vervollständigt der Künstler die Skizze mit wenigen, raffiniert angewandten Tuschküden, manchmal auch mit leisen Schatten, die, trotz der schwächtesten Delikatesse, den Schein vollen plastischen Lebens erzeugen, und endlich sieht er dann zu, was aus der so notirten Anschauung zu gewinnen ist. Manchmal dreht er ein Blatt um, macht aus Liegenden Fallende, deutet hinterdrein ein Flügelpaar an oder benützt einen Zufall, um daraus einen Landschaftshintergrund zu machen. Die Anschauung und der Zufall organisiren ihm die Idee; den offiziellen Geist der Kunst gewinnt er aus dem anonymen Geist der Natur. Aus dem Nichts erheben sich große, reine, immer etwas müde Geberden, die

in ihrer grotesk innerlichen Schönheit an die japanische Kunstwelt erinnern und in ihrem unbewußten Leiden oft so hinreißend sind, daß man betroffen die Ursache des Entzückens sucht und sie doch nicht zu finden vermag.

Das Motiv vieler dieser Studienzeichnungen ist die lesbische Liebe; aber es fällt nicht gegenständlich auf, weil Rodin selbst die Unkeuschheit, durch die Auswahl Dessen, was er darstellt, in die Keuschheit des Künstlerischen verwandelt. Ein großer Sieg des Künstlers über den Menschen! Eine gewisse Perverstität ist jedem Künstler nöthig; denn sie nur ermöglicht ihm Objektivität und die Fähigkeit des Nachempfindens vor erotischen Problemen. Die normale Erotik kennt nur Begehren oder Sättigung; der Künstler aber, der den am Leben überall theilhaftigen sexuellen Erscheinungen nicht ausweichen kann, muß mit der Phantasie fremden Trieben nachzuspüren verstehen und zu diesem Zweck die eigenen Triebe loskoppeln, ohne sie doch ihren natürlichen Absichten überlassen zu können. Das ist schon der erste Grad der Perverstität. Die Fragen der Zusammenhänge zwischen Kunstsinne und erotischem Trieb sind noch ganz dunkel; doch geht auch hier Alles natürlich zu, nicht nach Moralgesetzen. Das Sexuelle scheint um so fruchtbarer für die Kunst zu sein, an je mehr Willensassoziationen es theilnimmt, ohne doch herrschend oder auch nur bewußt zu werden; denn so erhöht es das Lebensgefühl und die produktive Kraft. Es scheint um so unfruchtbarer zu sein, je weniger das unausgesprochene Begehren in Erkenntnißkraft verwandelt und der Trieb als Leiter zum Geistigen benutzt werden kann. Sexuelle Anomalien der Künstler spiegeln sich stets in ihren Werken wider; denn in dem Maße, wie die Verkehrtheit des Triebes zunimmt, werden die Lebensstoffe von einander isolirt. Solche Trennung kann man auch bei Rodin wahrnehmen: es giebt in seiner Kunst ein spiritualistisch männliches — das gothische — und ein erotisch-weibliches — das barocke — Prinzip, wenn auch natürlich nicht scharf abgegrenzt. Bei Michelangelo dagegen durchdringen die erotischen Empfindungen gleichmäßig jedes Werk; hier stellt der Trieb die ganze Welt, dort stellt er sich oft selbst dar oder wird ausgeschaltet. Doch vermag Rodin im Gemeinen wiederum Dinge zu finden, wie sie nur einer durch alle HölLEN gerissenen Weisheit offenbar werden; er hat auf diesem Weg eine neue Psychologie der menschlichen Dynamis entdeckt. Aber was dieser große Künstler zum Vortheil zu wenden weiß, schießt sich nicht für Alle. An die Decke des Saales, der seine Zeichnungen beherbergt, sollte man Michelangelos Wort schreiben: „Mein Stil ist berufen, Narren zu züchten.“

Von Turner ist oft gesagt worden, er sei der erste Impressionist; zugleich weiß man, daß Ruskin, der dem modernen impressionistischen Geist ganz fern blieb, diesem Künstler Vorkämpfer war. Das wollte sich nie zusammenreimen. Inzwischen sind farbige Radirungen nach Bildern des Eng-

länders bei uns bekannt geworden und die Sezession hat jetzt den vortrefflichen Einfall gehabt, eine Reihe seiner Aquarelle auszustellen. Nun versteht man den Zusammenhang schon besser. Turners Bilder können dematerialisirte, astralisch gewordene Claude Lorrains genannt werden; impressionistisch sind sie nur, sofern sie das Gegenständliche an die zweite Stelle rücken und die Stimmung selbst als Gegenstand, als poetischen Stoff behandeln. Der Engländer ist uns der Vorläufer des präraffaelitischen Geistes, der noch heute umgeht, sein Empfinden ist weiblich, wie das der meisten britischen Künstler: halb Titane, halb dilettirende Miß; Böcklin, von dessen genialer Trunkenheit er Manches hat, ist neben ihm der Mann. Für diese in sich versunkene und sich unwirksam abschließende Seele, für diesen Sonderling, der die Phantasie benutzte, wie der Morphiniist das Gift, mußte der reine Thor, der immer nach schönen Gefühlen suchende Ruskin sich freilich erwärmen. Turner ist ein Monumentalist des Lyrischen, ein hinreißender Dramatiker des Säßlichen. Einzelnes ist wie ein Wunder aus der Anschauung geboren; doch sind die Bilder oft im Hauch und Bogen fertig gemacht und das ursprünglich Poetische hat dann im Dekorativen ein problematisches Ende gefunden. Dieser große Maler war ein Traumheld, das Leben war ihm eine Oper, deren szenischen Bildern nur von der Galerie aus, in ärmlicher Umgebung, zuzuschauen, ihn besonders anregend dünkte; Gott war von ihm als Regisseur angestellt und hatte für immer neue glänzende Ueberraschungen zu sorgen. Die ausgestellten Werke, vor denen man endlich einmal wieder eine reine Aquarelltechnik genießen kann, wirken wie Skizzen zu idealen Theaterdekorationen; es sind Gebilde aus Luft und Licht, Schaum und Traum. Man denkt an die reinen, überjarten Schwarmgeister, die uns im Präraffaelitismus entgegentreten; aber auch an Whistler und an manchen Anderen. Turner ist der Vater vieler Entwicklungen; doch auch vieler Irrthümer.

Die Erklärung, warum die Kunstbildner des robusten Inselvolkes so zart und mädchenhaft sind, ist noch nicht gefunden worden. Man müßte in England heimisch sein, um das Räthsel zu ergründen. Die Thatsache selbst steht fest. Auch Beardskley, einer der merkwürdigsten Künstler der neuen Zeit, ist feminin. Wenn Turner der erste Präraffaelit war, ist Beardskley einer der letzten; eine Steigerung über ihn hinaus ist kaum noch denkbar. Er preßt den Geist dieser Schule in eine Nußschale und macht ihn durch die Konzentration kräftig. Glatt polirt, wie eine Kugel, ist die in sich geschlossene Persönlichkeit kaum zu greifen. Ein Wanderkind; mit fünfundsanzwanzig Jahren schon ein fertiger Künstler — was in der bildenden Kunst unerhört ist — mit Fähigkeiten, die sich in der glühenden Stoffwechselfähigkeit einer tödlich verlaufenden Krankheit rasch entwickeln, ein hysterisches Genie, das Alles auf die Spitze treibt und doch nie das Gleichgewicht verliert, ein Spötter und

Lyriker, Dekadent und Klassisch zugleich, ein aristophanischer Geist, was Witz, Grazie, Frechheit und Sicherheit betrifft, und doch auch ein Manierist, der zu langweilen weiß. Als Zeichner, Ornamentiker und Raumkünstler ist dieser Jüngling ein seltsames Wunder; seine grazile, stahlharte Graphik bietet, neben holbeinischer Schärfe der Charakterisirung, eine hippokratische Schönheit, eine vollkommene, organische Verbindung von Renaissance, Rokoko und japanischem Geist mit erlebten Anschauungswerthen, giebt mit präziser Eleganz virtuose Linienspiele, denen die moderne Prinzipienfrage: Floral oder linear? nie störend in den Weg trat, eine meisterhafte Anwendung von Kontrastwirkungen und die fruchtbare Ueberwindung alles profan Naturalistischen. Sampyrartig unheimlich und auch frei und selbst voll Größe ist diese Kunst; überlegen, aber auch angefesselt. Beardslley hat das Genie seiner Krankhaftigkeit, den Reichthum der vom Tode Gezeichneten; seine Romantik ist die des vom Körperlichen nicht gedrückten Intellektes der Phtisiker, seine Phantastik ist dialektisch und verfehte, erstickte Begeisterung. Hier ist eine mitternächtige Lampenkunst, der die Tageserinnerungen Bilder als spekulative Träumereien darreichen, der das Gewimmel des Lebens zum Gemälde, das plastische Sein zur Linie der Idee wird und die sich eine ganze Aesthetik, mit eigenen Regeln und Grenzen, aus der gestaltungsrühigen Stimmung des Fiebers erschreibt. Die ganze Welt eines vom Schicksal mit einer Begabung Gesäubten, den das Geniale wie eine Säure zu verzehren scheint, zieht über die enge Bühne dieser Buchkunst; Pierrot und Pierrette mimen mit schneidendem Witz die Tragikomoedie vom Erdenwallen. Beardslley gehört zu den genialen Epileptikern unserer Zeit. Er ist ganz sicher ein großer Künstler, aber auch ein Repräsentant der aristokratischen Ueberhebung, des Einsamkeitsdünkels und voll von dem „großen Ekel“: der artistische Hofnarr Zarathustras.

Rubins Arbeiten leiden durch die Nähe Beardslleys. Wie der Brit, ist auch der Deutsche ein Monomane — in gewissem Sinn sind es ja alle Künstler —: auch er zwingt das ganze Leben in die Grenzen seiner Zwangsvorstellung. Doch ist er ein Deutscher und Philosoph a priori. Auch hat der Betrachter mit dem Gegebenen zu rechnen; die Frage kann immer nur lauten, wie weit ein Künstler sich innerhalb seiner Wirkungsfähigkeit entwickelt. Beardslley hat die letzten Konsequenzen seiner Eigenart gezogen; Rubin steht noch in den ersten Versuchen. Was er leistet, ist nach einer gewissen Richtung hin, die nicht die rein künstlerische ist, stark und sehr merkwürdig. Es erregt Staunen, daß dieser Jüngling nur dem Entsetzlichen und Spulhaften zugänglich erscheint, daß er nicht lachen kann und daß ihm auf seinem Nachweg nicht die Grazien begegnen. Wenn eine Spur von Humor oder nur von herbem Wirklichkeitsinn wahrnehmbar wär, könnte man eine reichere Entwicklung hoffen. Oder ist ihm Heiterkeit nicht fremd und zwingt er sich nur:

arbeitend zum düstern Ernst? Das wäre noch bedenklicher. Vielleicht ist es auch nur die eigensinnige Tendenz der jungen Kraft, die ein neues Erkennen für die Erkenntnis überhaupt nimmt. Die nächsten Jahre werden die Entscheidung bringen, welchen Platz Rubin als Künstler einnehmen kann. Er muß in eiserner Selbstzucht seine Gesichte künstlerisch und realistisch begründen lernen, denn Niemand braucht einen größeren Schutz von Anschauungen, Erinnerungsbildern und Studien, von Kunstverstand und Handwerksfähigkeit als der phantasierende Mystiker. Wenn eine Riesenschlange mit einem Tigerkopf dargestellt wird, muß das Scheusal als Organismus erscheinen, glaubwürdig gemacht werden, wie Böcklin seine Einhorn- und Kentaurer wirklich zu machen mußte; soll eine Gestalt riesenhaft wirken, so kommt viel auf die Bestimmung der Horizontlinie an, denn sie entscheidet, ob das Kleine, das im Kontrast zum Großen steht, als normal genommen wird oder ob das Riesige als normale Größe erscheint und das Kontrastirende als zwerghaft. Selbst in diesen Dingen irrt Rubin noch. Fortschritte sind deutlich wahrnehmbar, doch genügt das Können nicht dem vermessenen Willen; neben Blättern, auf denen starke Stimmungen weiterwuchsen, sind andere zu sehen, wo die Hand nur kindlich unbeholfen der Idee folgt. Und diese Ideen selbst bedürfen auch noch der Kultur. Doch ist Rubins Kunst auf wahrhafte poetische und oft auch auf graphische Empfindung gegründet und darum ist diesem außerordentlichen Menschen aufrichtig eine ruhige und sichere Entwicklung zu wünschen.

Munch ist noch immer die problematische Natur. Es giebt sehr kluge Leute, die mit unendlichem Wortschwall eigentlich stets das Selbe reden und den Zuhörer zur Verzweiflung bringen: zu ihnen gehört Munch. Herr Dr. Linde, der Besitzer der bekannten Lübecker Sammlung, die viele Arbeiten Munchs enthält, hat seinen Maler neulich in einer Schrift neben Rodin gestellt. Nun, gerade bei der Konfrontation, die in dieser Ausstellung herbeigeführt ist, wird der Norweger der ewigen Unfertigkeit überführt. Er gilt den Philistern als Revolutionär, als enfant terrible und leidhafter Gottseibeiuns. Die so Gefürchteten pflegen meist für den nicht Schreckhaften interessant zu sein; Munch wird aber allgemach langweilig. Es ist immer die selbe Walze. Whistler, von dem schöne Proben einer kultivierten Radirkunst zu sehen sind, hat einmal gesagt, ein Kunstwerk sei vollendet, wenn nichts mehr daran gethan werden könnte, um es zu verbessern; danach sind Munchs Arbeiten sehr unvollkommen. Und doch: welches reiche Material ist in dieser verstorbenen Künstlernatur aufgehäuft! Drei mittlere Begabungen könnten gut davon leben. Nichts fehlt als Besonnenheit, Sammlung und Beschränkung. Das klingt schulmeisterlich. Doch das Tragische ist hier — die Ausstellung von Bildern des Künstlers bei Cassirer ergänzt die Ueberzeugung —, daß die Sophrosyne dieser Natur unmöglich scheint, daß nur, weil sie fehlt, dieses

Talent sich entfalten konnte. Was ist zu thun? Ignoriren darf man Munch nie; man kann aber auch nicht jedesmal das Problem seines Lebens beleuchten. Es bleibt nur übrig, mit ernster Achtung und inniger Theilnahme das verzweifelte Bemühen, die sehnstuchtvolle Wuth einer sich selbst beengenden Seele zu grüßen, die um ihre Weltanschauung ringt, — und weiterzugehen.

Wie dieser sich überstark gebende Norweger, neigen viele moderne Künstler zur Weichlichkeit; doch keiner will es zugeben und jeder zwingt sich zu herber Ausdrucksform. Auch Liebermann ist nicht so überlegen kalt, wie er Manchen scheint. Diesem börnischen Geist bedrängt das intellektuell erstickte Gefühl immer wieder das Herz, ihn beengt oft die eigene nüchterne Verständigkeit und er sehnt sich nach Idealen, die seiner kritischen Zweifelsucht Stand zu halten vermögen. In seinen neuen Pastellen ist etwas beinahe schon Süssliches; es giebt da einige fatale rothe und gelbe Töne und ein Weichheit, die an moderne englische Salonkunst erinnert. Liebermann scheint von der beschaulichen Milde seines Freundes Israels angesteckt zu sein, dessen Art ihm aber nicht gut zu Gesicht steht. Sicher wird sich der Künstler, wie schon so oft, selbst zu corrigiren wissen. Leistikow ist auch mehr sensibel als stark und der Selbstzwang zu einer nicht ganz natürlichen Kraft ist die Ursache, daß in seinen Arbeiten eine gewisse Eintönigkeit herrscht. Die neben einander hängenden Landschaften in Aquarelltechnik wirken fast wie Theile eines fortlaufenden Frieses; die Farben sind Palettentöne und die Wirkung bleibt darum äußerlich dekorativ. Der hoffnungsvollste unter den jungen Künstlern der Sezession ist immer wieder Slevogt. Sein Talent ist der Wandlung fähig, giebt sich aber nicht selbst auf; er prüft Alles und behält das Beste. Dem Künstler schadet aber diese spezifisch deutsche Vielseitigkeit, die im Nachempfinden leicht das Empfinden vergift und im liebevollen Verständnis das rücksichtslose Temperament schwächt. Slevogt ist zweifellos mehr als ein Talent; mit der ernstesten Arbeit, die er der Selbsterziehung widmet, würde ein Franzose sich starke äußere Erfolge zu sichern wissen. Ihm aber zerrinnen die Resultate noch zwischen den Fingern und er repräsentirt weniger, als er werth ist. Vielleicht fehlen ihm nur noch ein paar Jahre, um den letzten Schliff zu geben, der sein Können ins rechte Licht setzt.

Die Internationalität dieser vortrefflichen Ausstellung bezeugen, neben den Genannten, Namen wie Whistler und Jorn, von denen schon oft die Rede war, der des vielfach überschätzten Vesnard, eines eifertigen Idealisten, der durch alle Kulturen gerannt ist und überall das Aeußerliche des Innerlichen erfassen konnte, und des Schweden Larsson, dessen nähere Bekanntschaft ein Gewinn ist. Hier ist ein Mensch, der im modernen Getriebe nicht problematisch geworden ist, dessen Werken man eine urwüchsige Heiterkeit des Herzens anmerkt, der behaglich und glückselig, aber mit klugem Begreifen ins

Leben schaut. Freilich ist er aus der Welt des Jammers und der Probleme längst in ein lustiges, buntes Sommerhaus, das irgendwo in Dalecarliens Einsamkeit steht, geflohen. Dort malt er, was ihn freut, und in der Freude seines guten Herzens wird ihm jeder Strich zur leichtflüssigen Ornamentlinie. Er verbreitet etwas Sonniges, wenn er Bauernkinder mit Blumen und Kränzen im Arm in seinem Garten zeichnet, und erzwingt Nachsicht, wenn er diese werthvollen Studien in spielerischen Kompositionen unwirksam dann aneinanderreicht. Die Originalblätter sehen wie Reproduktionen aus und haben etwas kunstgewerblich Anspruchloses; man merkt, daß sie säuberlich begonnen, geduldig, ohne Nervosität vollendet wurden und nicht mehr gelten wollen, als sie werth sind. Ein guter Gesell, auf den unter allen Umständen Verlaß ist, ein Künstler von jener allmählich aussterbenden Art, die Wein, Weib und Gesang lieben, — in allen Ehren.

Das Unerfreulichste in dieser Ausstellung sind Parikaturen des verehrten Bildhauers Hildebrand, der als erster Klassizist und Vertreter des ideal Schönen gilt. Der als Portraitbildhauer so fein Charakterisirende giebt als humoristischer Zeichner nicht Charaktere, sondern Typen, wie man sie aus den Fliegenden Blättern seit Jahrzehnten kennt. Auf diesem Gebiet wird der große Künstler von dem eintönigen Baluschel und von Zille, der eine einzige Seite Steinlens mit glücklicher Roheit zu berlinisiren weiß, geschlagen. Er hat sich damit unklug verrathen. Was er als Plastiker ist, bleibt er; doch wird man ihm nicht länger glauben, daß die „edle Einfach und stille Größe“ seiner Skulpturen das Produkt der Ueberwindung des Naturalistischen ist. So sind unsere Idealisten, die die impressionistische Kunst als etwas Niederes verachten! Wenn sie vom Thron der Ueberlieferung einmal herabsteigen, wenn sie das akademische Festgewand ablegen, stehen sie in beschämender, peinlicher Dürftigkeit da.

Mit einem vollen Klang schließt der Genuß ab: zwei neue Radirungen von Klinger geben das Gefühl, daß wir den Fremden einen graphischen Künstler entgegenzustellen haben, in dessen Werken bleibender Werth lebt. Alles ist klar und ausgereift und die Kräfte kennen sich selbst; was der Künstler werden konnte, ist er geworden. Mensch und Artist haben sich im Streben nach den selben Zielen gefunden. Gegen Auffassung und Durchführung der beiden Blätter: „Die Pest“ und „Der Künstler“ könnte freilich Manches eingewandt werden; doch wären es Erörterungen grundsätzlicher Art, so wichtig, daß sie eine Abhandlung für sich beanspruchten. Man könnte einen nützlichen Aufsatz darüber schreiben, dessen Titel lauten müßte: „Von Tode“ oder „Ueber die Grenzen der Poesie und der Malerei“.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Leipzig im Weltverkehr.

Der Händler, der in frühester Zeit auf deutschem Boden sein Wesen getrieben hat, ist der Fremdkaufmann: Syrer und Araber, Juden und später Friesen sind es, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung als wandernde Händler unser Vaterland durchzogen. Sie waren große Hausierer, die, von Siedlung zu Siedlung pilgernd, allerlei Waaren fremden Ursprunges mit sich führten, die der heimische Boden noch nicht zu erzeugen vermochte. Ihre Handelsartikel waren in der Regel Metallgeräthe, feinere Zeuge, Schmuckgegenstände aller Art und Gewürze; ihre Abnehmer suchten und fanden sie hauptsächlich in der höchsten gesellschaftlichen Schicht, unter den Fürsten, dem Adel und später den Klosterinsassen; mit der Masse des Volkes hatten sie kaum zu thun. Vom Treiben dieser Händler würden wir nur wenig klare Vorstellungen besitzen, wenn nicht in der Dichtung bis ins zwölfte und dreizehnte Jahrhundert der Typus des Fremdkaufmannes eine Stätte gefunden hätte; hier sei nur an den königlichen Sänger Horand erinnert, der nach der Erzählung des Kudrunliedes als Kaufmann verkleidet auszieht, um für König Hettel die Tochter des Frenkönigs Hagen, Hilbe, zu entführen.

Wenn diese Händler auch überall im Lande umherzogen, so bevorzugten sie doch — schon durch die rauhe Nothwendigkeit dazu gezwungen — gewisse von der Natur vorgezeichnete und vielleicht auch schon durch Menschenhände gebahnte Straßen, namentlich die zum Theil schon seit vorgeschichtlicher Zeit begangenen Salzstraßen, und besuchten mit Vorliebe die unter königlichem Schutz seit dem neunten Jahrhundert in immer größerer Zahl entstehenden Märkte, die zuerst einen Zusammenfluß von Menschen zu bestimmten, allgemein bekannten Zeiten bewirkten. Bestimmte Orte werden schon im neunten Jahrhundert als Ausgangspunkte des Handels mit den Slaven genannt; und Slaven bewohnten damals auch unser Sachsenland bis zur Saale. In Mitteldeutschland kommt Erfurt als solcher Handelsplatz in Betracht, weiter nördlich an der unteren Elbe Bardowik, so daß der Wanderkaufmann allmählich gewisse feste Stützpunkte für seine Thätigkeit findet, von denen aus er mehr oder weniger tief ins Land hinein gehen kann, um immer wieder zu ihnen zurückzukehren. Dort muß er natürlich in gewissem Umfang ein Waarenlager halten. In diesem Punkte der Entwicklung ist aber bereits dem Fremdkaufmann ein gefährlicher Konkurrent im Einheimischen entstanden, der ihn auch im östlichen Deutschland im elften Jahrhundert vollkommen verdrängt. Ihm bietet der Heimathort die gegebene Basis seines Handelsgeschäftes; natürlich ist die Zahl der dazu geeigneten Orte noch gering; in Betracht kommen etwa Mainz, Straßburg, Regensburg, Köln und Erfurt, im Norden das 1143 gegründete Ulbed, das Bardowik ablöst, und weiter im Lande Salzwedel, Stendal und Magdeburg. Je mehr kleinere Marktorde entstehen, um so mehr hört das Wandern von Dorf zu Dorf auf; der Bauer kommt ja jetzt selbst auf den Markt und gewinnt bereits als Konsument eine gewisse Bedeutung. Jede der genannten Handelsstädte beherrscht im Umkreis bis zu etwa dreißig Meilen fast ausschließlich eine größere Anzahl solcher kleinen Marktorde, deren Marktzeiten sich über das Jahr vertheilen und den Kaufmann fast dauernd zur Reise zwingen. Noch immer sind die Auslands-

produkte die wesentlichsten Handelswaaren, aber ihre Zahl hat sich vermehrt und einige im Lande selbst an bestimmten Orten erzeugte Produkte haben sich ihnen zugesellt: seit dem Verdrängen der Leinwandkleidung durch Wollstoffe bilden die Tuche, in feinsten Qualität in Flandern erzeugt, die an Bedeutung immer wachsende Handelswaare. Bei dieser Sachlage muß jeder den Markt besuchende Kaufmann für eine regelmäßige Erneuerung seines Lagers sorgen; da aber die Verkehrsverhältnisse eine direkte Verbindung des letzten Großeinkäufers mit dem Produzenten ausschließen, so muß der Kaufmannskollege vermittelnd eintreten und die selbe Waare wird wiederholt selbst noch auf deutschem Boden im Großverkehr umgekehrt, ehe sie in die Hände des letzten Verkäufers kommt. Diese wirtschaftliche Nothwendigkeit des mehrmaligen Umsatzes schafft in Verbindung mit den verhältnißmäßig wenigen Handelsplätzen das Handelssystem des späteren Mittelalters, den Stapelhandel, der allein uns das Wesen eines spätmittelalterlichen Handels- und Stapelplatzes verstehen lehrt. Der Stapelhandel hat ein doppeltes Gesicht: er stellt erstens die Organisation des Wanderhandels dar und zweitens zugleich die früheste Form des stehenden Handels.

Ich will an einem konkreten Beispiel diese Verhältnisse erläutern. Die beliebten Gewürze des Mittelalters, Safran oder Pfeffer, werden um 1200 von einem italienischen Händler über den Sankt Bernhard nach den Messen der Champagne gebracht, nach Provins oder Troyes; dort erwirbt sie ein Kölner Kaufmann und bringt sie nach seinem Wohnsitz; ein Bürger von Erfurt kauft die Waare von ihm und bringt sie in die Hände eines Leipziger Kleinhändlers, der sie an den Bürger abgibt. In jener Zeit sind die zwischen 1156 und 1170 zuerst erwähnten Leipziger Märkte nichts mehr und nichts weniger als die an so vielen anderen Orten im Wirtschaftgebiete der Handelsstädte Erfurt und Magdeburg. Auch die landesherrliche Festlegung des Marktrechtes von 1268 zeigt noch nicht wesentlich andere Zustände: wenn darin auch von irgendwelchen Kaufleuten die Rede ist, mit deren Herren der Markgraf von Meißen vielleicht im Kriege liegen kann, so ist damit über die größere oder geringere Entfernung, aus der die Kaufleute kommen, gar nichts gesagt; und überdies ist die ganze Stelle nichts weiter als die Anwendung des im Mainzer Landfrieden von 1235 niedergelegten Meißnergesetzes. So eifrig wir uns auch in den zeitgenössischen Berichten umsehen: wir finden keinerlei Angabe, die auf eine irgendwie hervorragende Stellung Leipzigs im Handel hinwiese. Sicher ist nur, daß bald nach 1200 Schlesien sein Salz aus Halle zu beziehen anfangt und daß dabei die später so genannte „Hohe Landstraße“ benutzt wurde, die zuletzt über Großenhain, Oschatz, Grimma und Leipzig nach Halle führte. Seit etwa 1300 gesellt sich dem hallischen Salz in dem bei Erfurt gebauten Wald ein zweiter Massenartikel zu, der auf der selben Straße nach der Lausitz und Schlesien gebracht wurde. Aber Leipzig war dabei nur ein Durchgangspunkt für den Verkehr und wohl unbedeutender als Grimma und Großenhain; die Zustände um 1360, die aus dem ältesten damals angelegten Leipziger Stadtbuch etwas genauer bekannt sind, unterscheiden sich nicht wesentlich von Dem, was wir sonst von einer Landstadt mit landesherrlicher Burg wissen.

Der große Wendepunkt in der Entwicklung Leipzigs ist die Zeit um 1390: damals beginnt, selbst für die Zeitgenossen bemerkbar, ein wirtschaft-

licher Aufschwung, denn von dieser Zeit an kommen ganz regelmäßig von Säben her die Nürnberger auf die Märkte, beginnen, wie schon vorher in Prag und Frankfurt an der Oder, so auch in Leipzig ihre Waaren aufzustapeln, um sie, so weit sie nicht hier in den Kleinderkehr kommen, weiter nach Schlesien und Polen gelangen zu lassen; Leipzig wurde damit ein Etappenpunkt im europäischen Handel. Was führte aber so plötzlich zu dieser Veränderung der Lage? Die damals sich durchaus umgestaltende Bedeutung Nürnbergs für den internationalen Verkehr.

So lange der Große Sankt Bernhard, dessen Paß ins Rhoneithal ausmündet, der bevorzugte und wesentliche Alpenpaß war, blühten die Messen der Champagne, denn die Handelswaaren, die Italien anfangs über Byzanz, später direkt aus dem Orient empfang, bildeten das in Frankreich und Deutschland geschätzteste Handelsmaterial und flandrische Tuche wurden gern dagegen ausgetauscht. Als um 1230 weiter östlich der Sankt Gotthard seine Paßstraße erhielt, kam der Handel besonders ins Rheinthal: Basel, Straßburg und Köln hatten davon den Hauptvorteil; auch Konstanz, Augsburg und Nürnberg kam in gewissen Grenzen schon Etwas davon zu Gute. Nürnberg namentlich, das seiner Naturlage nach auf eine Bevorzugung des Handels hingewiesen und durch die heimische Metallindustrie zum Export allseitig geschätzter Waaren befähigt war, besaß alte Handelsprivilegien; aber seine Wirksamkeit beschränkte sich bis ins vierzehnte Jahrhundert auf Süddeutschland, und zwar bewegte sich der Handel westöstlich und umgekehrt. Eine beachtenswerte Urkunde vom 1332 zählt die 74 Städte auf, wo die nürnbergger Kaufleute Abgabefreiheit genießen; es sind die Städte, wo sie regelmäßig seit längerer Zeit verkehren: unter ihnen wird im Norden nur Lübeck und im Osten nur Eger genannt. Mit Prag bestand allerdings damals (seit 1321) auch schon eine regelmäßige Verbindung, aber die Befreiung vom Ungeld dort wird erst 1339 erwirkt. Die Bestrebungen Karls des Vierten, die östlichen deutschen Lande kulturell zu heben und den westlichen Gegenden näher zu bringen, nützte besonders der Stadt Nürnberg, denn sie lag verhältnismäßig nah an den Grenzen Böhmens und eine bezugene Straße führte über den Böhmerwald direkt nach Prag, dem neuen, von Karl in jeder Hinsicht geförderten Kulturzentrum. Und Prag stand wieder mit dem ebenfalls sehr geförderten Breslau in reger Verbindung. Hier war also dem Unternehmungsgeiste kapitalkräftiger Kaufleute ein weites Feld geöffnet. Im Norden stand Nürnberg mit Lübeck im Verkehr, hatte also Fühlung mit dem Hanfahandel; doch nur auf dem Ummweg über Flandern. Daß die Nürnberger in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auch den Nordosten aufsuchten, beweist das ihnen 1365 vom Polenkönig Kasimir verliehene Privileg, in seinem ganzen Lande frei Handel treiben zu dürfen. Die künftigen Wege waren dem nürnbergger Handel also vorgezeichnet, als das für die Kultur des östlichen Deutschland vielleicht wichtigste Ereignis eintrat. Das war der Bau der ersten für Wagen passibaren Alpenstraße (1387 und 1388) über den Septimer, während der Sankt Gotthard damals nur mit Saumlasten zu passieren war.

In Verbindung mit einer sofort entstehenden Transportorganisation durch die Gemeinden bedeutete dieser neue Paß, der Mailand über Chiavenna und Ghor mit Konstanz, Lindau, Ravensburg, Ulm, Augsburg und Nürnberg verband, eine plötzliche Verschiebung der Verkehrswege und zugleich eine Steigerung

der Waarenmengen, die man in den Handel bringen konnte, wie sie bis dahin in Deutschland wohl kaum zu verzeichnen gewesen war. Besonders sichtbar ist die Wirkung bei Konstanz, dessen mächtiges Kaufhaus noch vor 1400 entsteht und das wenige Jahrzehnte später als Konzilsort fast der Mittelpunkt der Welt wird. In Italien treten jetzt in Folge der neuen Verbindung mit Deutschland Mailand und Genua als Konkurrenten Venedigs heroor; und in voller Würdigung der neuen wohl erkannten Verhältnisse schließt Nürnberg 1387 einen Zollvertrag mit Sanct Gallen; seit 1398 schweben Verhandlungen wegen eines solchen Vertrages auch mit Mailand.

Daß bei dem plötzlich so gesteigerten Zufluß italienischer Waaren die nürnbergger Kaufleute deren Absatz ins Auge faßten, ist selbstverständlich; eben so, daß sie den Nordosten bevorzugten, zumal hier das neu sich anbahnende Kulturzeitalter viele Bedürfnisse schuf, die Nürnberg fast konkurrenzlos zu befriedigen vermochte. Damals hat der nürnbergger Kaufmann offenbar zahlreiche neue Verbindungen anzuknüpfen versucht, auch mit Leipzig, aber während viele andere Beziehungen vorübergehende Erscheinungen blieben, hat sich Leipzig, offenbar, weil hier der Durchgangsverkehr mit Salz und Wald schon bestand, seitdem eines unverkennbaren Aufschwunges erfreut, so daß man getrost die enge Verbindung mit dem aufstrebenden nürnbergger Großhandel als die Grundlage für Leipzigs Weltstellung bezeichnen darf.

Den Zeitgenossen blieb dieser Vorgang, wie ich schon andeutete, nicht verborgen. Der merseburger Chronist Brotuff erzählt im sechzehnten Jahrhundert, am Johannismarke 1387 sei zu Merseburg Feuer ausgebrochen, die fremden Händler hätten sich deshalb von dort weggewandt, zuerst nach Grimma, dann nach Tauscha und schließlich nach Leipzig. Das sei der Anfang von Leipzigs Handelsblüthe gewesen. Ziehen wir das rein nebensächliche Ereigniß, den Ausbruch des Feuers, als Ursache ab, so bleibt ein ganz glaubhaftes Bild übrig, das in der merseburger Tradition zwei Jahrhunderte fortlebte und namentlich wegen der bestimmten Zeitangabe werthvoll ist. Ein späteres leipziger Chronikalisches Zeugniß sagt ganz allgemein, 1388 sei die Stadt zuerst mit Nürnberg und Augsburg in Verbindung getreten. Wenig später erhoben Leute aus dem Vogtlande, vielleicht aus Plauen, den Vorwurf, der leipziger Böllner habe sie überfordert. Die Beschuldigung erweist sich als ungerechtfertigt und wir dürfen wohl daraus folgern, daß diese Vogtländer damals zuerst die leipziger Märkte aufsuchten und die Handelsanliegen des Places noch nicht näher kannten. 1398 wird der erste Fall einer Ausraubung von leipziger Bürgern erwähnt: das Ereigniß spielt sich in der Nähe von Wisleben ab und beweist, daß sich auch leipziger Bürger schon als selbständige Unternehmer hinauswagten. Die Einkünfte des Markgrafen aus den Märkten sind von 26 bis 30 Schock im Jahre 1378 im ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts auf 130 Schock gestiegen; solche Zunahme wäre ohne einen gewaltigen Verkehrszuwachs kaum denkbar. Zur selben Zeit gehen in Schlesien, der Lausitz und der Mark Meissen eine Menge Veränderungen im Verkehrs- und Wirtschaftsleben vor, die sich nicht wohl als rein zufällige Ereignisse betrachten lassen: so verbieth König Wenzel der Stadt Bittau 1387 von Nürnberg aus, sie dürfe dauernd ihre alte Straße nach dem Lande Meissen beibehalten; damals muß also eine neue Verkehrsverbindung, die

Zittau umging, geschaffen worden sein. Der ganze Vorgang war für Leipzig so wichtig, weil es dank der Zufuhr von Salz und Waid nach Schlesien und zum Theil nach Polen dorthin schon feste Beziehungen und gangbare Straßen besaß und nun, als die internationalen Waaren Italiens über Nürnberg hinströmten, zum Austauschplatze der Güter wurde, insofern die Wagen, die Salz und Waid holen wollten, als Verfracht die bekannten Produkte des Ostens, insbesondere Pelzwerk, mit sich führten. Ein Zusammenwirken glücklicher Umstände schuf die für Leipzig außerordentlich günstige Lage.

Die erste Ordnung, die das Verhältniß des von Wästen betriebenen Großhandels zu dem Kleinhandel der einheimischen Krämer regelt und die Mindestmengen festsetzt, die noch zum Großhandel gehören, die sogenannte „Tafel in der Wage“, scheint in ihren Anfängen bis auf etwa 1400 zurückzugehen; sie ist entworfen „für die nürnbergischen und andere fremde Kaufleute“ und dabei werden unter Nürnbergern alle Oberdeutschen verstanden, Leute aus Augsburg, Ulm, Donauwörth, die mit der nürnbergischen Handelskarawane in Leipzig ankamen pflegten. In dieser Zeit, noch vor 1401, ist auch die erste Spur der späteren Stapelgerechtigkeit zu finden, und zwar mit Bezug auf den Wein: Leipzig gewinnt also als Weinhandelsplatz Bedeutung und die Nürnbergischen werden von hier aus den Nordosten mit Wein versorgt haben. Doch bald vollzogen sich andere Verkehrsverschiebungen, die für Leipzig vortheilhaft wurden. In der Mark Brandenburg hatten sich die Städte, zum Theil dem Hansabunde angehörig, bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts stark am Handel betheiligt, vor Allem Frankfurt an der Oder; als aber nach den heftigen Kämpfen um den Besitz der Mark wieder Friede einzog, begannen die Landesfürsten in Feindschaft gegen die politische Macht der Hanse eine Politik des wirthschaftlichen Abschlusses; Frankfurt wurde gezwungen, seine Eigenschaft als Hansestadt aufzugeben, und zugleich begann eine Bedrückung der Fremden, die ihnen das Land verleidete. In dem wettinischen Leipzig hatte man einen neuen geeigneten Stapelpunkt auf der Straße nach Polen und begann, ihn gegen Frankfurt immer mehr zu bevorzugen. Eine ganz plötzliche Veränderung gab es auf einem andern Feld. Ueber Prag waren die Nürnbergischen schon längst regelmäßig nach Breslau gezogen: da brachte das zweite Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts die Hussiten-Unruhen; Böhmen zu betreten, war gefährlich und der Bann drohte außerdem Jedem, der mit hussitischen Ketzern irgendwelchen Verkehr hatte. Der Verlust Böhmens als Absatzgebietes traf Nürnberg schon hart genug; aber nun galt es wenigstens, den Verkehr mit Schlesien aufrecht zu erhalten. Das gelang, wenn man den Weg dorthin durch die wettinischen Lande über Leipzig nahm. Von dort bis Breslau war der Straßenzug fest vorgezeichnet und über das brandenburgische Gebirge, durch Hof und das Vogtland oder über Bamberg, Koburg, Raumburg war Leipzig selbst bequem zu erreichen. Die Kunde, daß von Prag nach Leipzig das Kommerzium den selben Weg gezogen sei, den die deutschen Universitäten Angehörigen kurz vorher einschlugen, lebt in der nürnbergischen Kaufmannschaft noch gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Es war ein für Nürnberg und Leipzig gleich wichtiges Ereigniß. Deutlich veranschaulicht wird Leipzigs internationale Bedeutung in dieser Zeit durch das päpstliche Privileg von 1419, das ohne Schaden für die Stadt und die hier ver-

lehrenden Händler auch den vom päpstlichen Bann Betroffenen den Verkehr auf den Märkten gestattet. Auf die hussitischen Reper dürfte das Breve kaum zu beziehen, die Vergünstigung vielmehr so aufzufassen sein, daß bei dem steigenden Verkehr der Fremden eine persönliche Bekanntschaft mit jedem Einzelnen unmöglich wird und daß Verfehlungen gegen kirchliche Vorschriften, die der Einzelne gar nicht ohne Weiteres als solche empfinden kann, ihm und der Stadt nicht verhängnißvoll werden sollen.

Nach dem Ende der Hussitenunruhen bleiben die während ihrer Dauer entwickelten Einrichtungen bestehen und gestalten sich unter einer jetzt bewußten landesfürstlichen Fürsorge immer weiter aus. Die 1423 an die Wettiner übergegangene sächsische Kurwürde vermehrte deren Macht; und die Stellung der neuen Kurfürsten im Reich gab Gelegenheit zur Förderung der leipziger Märkte, die bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts dauernd für die Landesfürsten bei ihren politischen Entschlüssen — oft in verhängnißvoller Weise — maßgebend waren. Leipziger Bürger, vielfach allerdings wohl als Beauftragte von Nürnbergern, finden wir jetzt häufig außerhalb, so in Breslau und Posen, Städten, die als Vermittlungsplätze für die Rohproduktion Osteuropas, besonders für Pelzwerk, immer wichtiger werden. Wie nach dem Ausflühen Nürnbergs viele Italiener dorthin übersiedelten, so treffen wir auch bald Nürnberger als leipziger Einwohner und allerlei Verschwägerungen mit auswärtigen Kaufleuten sind nachweisbar. Aus ganz Mitteleuropa sind jetzt einzelne Besucher der leipziger Märkte urkundlich bezeugt; und schon 1424 kann ein schwedischer Geistlicher, der hier studirt, durch Vermittlung Lübecks sein Geld auf Wechsel aus Stockholm beziehen.

Je nothwendiger und unentbehrlicher die Güter des Welthandels für jede einzelne Person und jeden einzelnen Ort werden, desto unerlässlicher wird die Regelmäßigkeit des Verkehrs. Das hat Friedrich II. offenbar erkannt und deshalb am ersten November 1458 Leipzig den Neujahrsmarkt verliehen. Ostern — genauer: der Sonntag Jubilate — und Michaelis waren die alten leipziger Marktzeiten; im Hochsommer aber wurde in Raumburg, das den Nürnbergern am Wege lag, wenn sie durch Thüringen kamen, der Peter-Paulsmarkt abgehalten. Wurde nun noch am Neujahr ein Markt geschaffen, dann besaßen die sächsischen Lande alle Vierteljahre einen Markt; drei dieser Märkte gehörten Leipzig und verschafften ihm ein entschiedenes Übergewicht über die konkurrierenden Städte der Umgebung. Wie sich die erste kaiserliche Bestätigung von 1466 allein auf diesen neuen Markt bezieht, so beginnen auch in dieser Zeit erst die Streitigkeiten mit Halle, Magdeburg und Erfurt, — ein Beweis, daß man sich dort über die eingetretenen Veränderungen keiner Täuschung hingab. Wenn wir, dem modernen Sprachgebrauch folgend, die vorwiegend dem Großverkehr dienenden Märkte als „Messien“ bezeichnen, so dürfen wir seit 1460 ungewisselhaft von leipziger Messien reden, trotzdem dieses Wort erst im siebenzehnten Jahrhundert üblicher wird und erst im achtzehnten die Bezeichnung „Zahrmart“ völlig verdrängt; zum ersten Mal habe ich die Bezeichnung „Messe“ mit Bezug auf Leipzig im Register eines Koburger Geleitsbeamten im Jahre 1508 gefunden.

Die Anstrengungen des Rathes, um die Stadt und ihre inneren Einrichtungen den Anforderungen des Großverkehrs entsprechend umzugestalten, fallen ins Jahr 1464; und in dem selben Jahr wird auch zuerst die Gemeinde

Niederlage erwähnt: das auf alle Handelswaren des Großverkehrs ausgedehnte Stapelrecht, dem nur die Landesprodukte nicht unterworfen sind. Nachdem einzelne Nürnberger schon öfter für das ganze Jahr — also auch die Zeit zwischen den Messen — die landesherrliche Erlaubniß zum Handel in den weltinischen Landen erhalten haben, ertheilen die kaiserlichen Brüder Ernst und Albrecht 1467 ein allgemeines, für alle aus Nürnberg kommenden Händler gültiges Privileg, das zwar Leipzig nicht ausdrücklich nennt, aber nur in Bezug auf diese Stadt gewirkt werden kann. Die Länderteilung von 1485 hatte eine Sonderung der landesherrlichen Interessen im Gefolge. Das war an sich der Entwicklung Leipzigs nicht günstig, aber die Bedeutung der Stadt war doch schon zu sehr gewachsen, als daß sie dadurch Schaden leiden konnte, und die durch die zwei kaiserlichen Privilegien von 1497 und 1507 erfolgte Erhebung der drei Märkte zu Reichsmessen machte Alles wieder gut, was die Landesheilung an Gefahren mit sich gebracht hatte. Jetzt standen die Messen selbst und ihre Besucher staatsrechtlich unter dem Schutze des Reiches, Leipzig trat mit der Reichsstadt Frankfurt am Main in eine Linie und hat als einzige Landstadt in ganz Deutschland seine Bedeutung gewonnen. Das Wesentlichste an den Privilegien war vielleicht die Festlegung des Stapelrechtes in einem Umkreis von fünfzehn Meilen; denn auch das nur vierzehn Meilen entfernte Erfurt kam damit in den reichsrechtlich verbrieften Bannkreis Leipzigs zu liegen.

Zu den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts scheint sich der Eigenhandel der Leipziger besonders zu entwickeln; namentlich besuchen sie jetzt in größerer Zahl regelmäßig die frankfurter Messen, die damals von allen in Deutschland bestehenden die größte internationale Bedeutung hatten. Wir finden nun auch einige charakteristische Fälle vom Handel mit Edelmetall, der ja in der Regel dem Waarenhandel folgt; leipziger Großhändler werden zugleich die Bankiers auswärtiger Gemeinwesen. Das größte Bankhaus der Zeit, das der Fugger zu Augsburg, hat einen leipziger Rathsherrn, Andreas Mattstedt, zu seinem Faktor bestellt: er war es, der die vom leipziger Dominikaner Tezel vercinnahten Ablassgelder an die päpstliche Kammer besorgte. Zugleich wird Leipzig als Stapelplatz immer wichtiger, da die Zeit den Handel immer sehnhafter macht; die Bedeutung als Stapelpunkt auf der schlesisch-polnischen Straße geht entsprechend zurück; Polen und Ungarn werden jetzt nicht mehr in ihrer Primath aufgesucht: sie sind selbst ständige Gäste auf den Messen geworden. Dagegen wird der erste Versuch gemacht, mit Rußland in direkte Verbindung zu treten; in größerem Umfang werden allerdings erst um 1570 Handelsfahrten dorthin unternommen. Nach einem Jahrhundert erscheinen endlich auch die Russen als Messgäste. Im ganzen sechzehnten Jahrhundert ist die Tendenz zu beobachten, den Meßverkehr auf das ganze Jahr auszudehnen, und nur mit Mühe gelingt es, ein weises Maßhalten durchzusetzen. Die Klagen über Handelsgeschäfte Fremder zwischen den Messen mehren sich; die Meßzeiten, ursprünglich auf eine Woche beschränkt, sucht man künstlich zu verlängern. Die einheimischen Handwerker und Kleinhändler ereifern sich über die Fremden und dem Rath und dem Landesherren fällt die schwierige Aufgabe zu, berechnigte Wünsche von unberechtigten Forderungen zu unterscheiden, ohne die Fremden durch allzu strenge Maßnahmen zu verschrecken.

In dieser Zeit gewinnt die Stadt auch baulich ihr ganz charakteristisches Aussehen: die noch heute vorhandenen Höfe entstehen, deren bedeutendster, „Auerbachs Hof“, um 1530 erbaut, zum Sammelplatz der Rürnberger wurde. Die Leipziger sind nicht wenig stolz auf ihre „Gewölbe“, die massiven Erdgeschossbauten mit geräumigen Kellern und hinteren Lagerräumen, auf die leichter gebaute Stockwerke mit zahlreichen Unterkunsträumen gesetzt sind. Das noch heute erhaltene Haus Nikolaistraße 9, das Eckhaus des Schuhmachergäßchens, in seiner jetzigen Form um 1680 entstanden, veranschaulicht diesen Typus einigermaßen. Diese Gewölbe werden von den Fremden auf die Dauer gemiethet, und zwar so, daß der recht beträchtliche Mietzins in drei gleichen Theilen zu jeder Messe bezahlt wird. 1529 ward ein solcher Verkaufs- und Lagerraum für 27 Gulden — zu jeder Messe 9 Gulden — vermietet. Die Waaren bleiben in der Zeit zwischen den Messen meist lagern, der Eigentümer nimmt den Schlüssel zum Gewölbe nach seiner Heimath mit und kommt zur nächsten Messe wieder, um das Lager zu vervollständigen und möglichst viel davon anzusetzen.

Um das Jahr 1550 werden alle Waaren, die der Welthandel kennt, auch in Leipzig gehandelt und regelmäßig werden in Preiscouranten die hiesigen Preise mit den frankfurter verglichen. Seit sich, nach Entdeckung des Seeweges nach Indien und der Erschließung Amerikas, der Weltverkehr zum wichtigsten Theil auf der See abspielte, hatten sich die alten Handelsketten nicht nur verändert, sondern ihre Zahl war auch viel geringer geworden. Lissabon war für Europa der Einfuhrstapel aller außereuropäischen Waaren und der letzte Großeinkäufer hatte die Möglichkeit, höchstens mit einem einzigen Zwischenumsatz von dort zu beziehen: so sehr hatten sich Produzent und Konsument einander genähert. Die Verringerung der Zwischenumsätze wird auch das Hauptziel der leipziger Großhändler; sie suchten vor Allem die osteuropäischen Rohprodukte direkt zu beziehen und schieden im Verkehr mit Rußland die Vermittlung der Polen aus. Die Polen führten bereits aus eigener Initiative Felle und Häute, Leder und Talg aus, ganz abgesehen von den gewaltigen Ochsenherden, die schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis Mitteldeutschland, ja, bis Rürnberg getrieben werden. Auch das damalige — vorwiegend agrarische — Deutschland deckte seinen Bedarf an Schlachtvieh nicht. Ungarisches Kupfer, das Eigenthum süddeutscher Bergwerkunternehmer, wird über Leipzig in den Handel gebracht; aber jeder Wagen, der Rohprodukte von Osten her nach Leipzig bringt, tauscht viel kostbare Kolonial- und Industrieprodukte dagegen ein. Wie sich der Meßverkehr hebt, so gewinnt auch die Stadt außerhalb der Messzeiten immer mehr den Charakter des Verkehrsmittelpunktes: bezeichnend dafür ist die Thatfache, daß 1550 die politischen Nachrichten aus dem Norden und Osten hier zusammenlaufen und, neu bearbeitet von Berufskorrespondenten, den Vorläufern unserer Zeitungredakteure, weiter befördert werden.

Bis nach 1560 entwickelt sich in diesen Bahnen Alles ruhig weiter. Rürnberg erreicht seine höchste Blüthe und Leipzig nimmt daran Theil, denn fast die *Weserzeitung*, vor. *Weserzeitung*. *Weserhändler*. *Leipz.* mit. *Leipzig*, in. *Weser*. *Verbindung*. Aber schon war eine andere, allmählich angebahnte Verbindung für Leipzig von größter Bedeutung geworden: die mit den Niederlanden. Als nun dort die politischen und religiösen Unruhen ausbrachen und viele Großhändler

von Antwerpen nach dem durch seine englische Kolonie ausblühenden Hamburg überfiedelten, bedeutete diese Wanderung abermals für Leipzig einen nicht vorhergesehenen Glücksfall. Auch Nürnberg suchte sofort die Verbindung mit Hamburg; aber sein Stern verblähte schon langsam, da für Italien, von dem es lebte, das Ende der Handelsmachtstellung herannahte. Noch immer verkehren die Nürnberger auf den Leipziger Messen, aber sie sind längst nicht mehr die wichtigsten Händler; während des Dreißigjährigen Krieges geht dann ihr Einfluß beträchtlich zurück, denn ihr Handel mit „kostbarer“ Waare, wie Seide und Safran, liegt darnieder und nur billige Metallwaaren — namentlich der bekannte „Nürnberger Trichter“ — und Pfefferluchsen, deren Verkäufer zu Fuß nach Leipzig pilgern, bilden noch die Mehwaaren.

Als nach dem Dreißigjährigen Krieg der kulturelle Einfluß Frankreichs zunimmt, tritt Leipzig auch mit Franzosen in lebhafte Verbindung; schon vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) beginnt eine starke französische Einwanderung in die Pleihestadt; die reformirte Kirche wird 1730 als die „französische“ bezeichnet. Die im Lauf der Reichskriege über französische Waaren verhängte Handelsperre nützte besonders England, das im ganzen achtzehnten Jahrhundert seine Kolonialwaaren und Industrieprodukte über Leipzig im mittleren und östlichen Deutschland absetzte. Die Verbreitung der narkotischen Gegenstände — Kaffee, Thee, Tabak — in den weitesten Kreisen des Volkes vermehrte wieder einmal die Zahl der Handelsartikel und in diesen Tagen, etwa 1710, schlägt Leipzig auch seinen bisherigen Konkurrenten Frankfurt am Main; es wird zur anerkannt ersten Handelsstadt im deutschen Binnenlande, ja, im östlichen Europa. Was Leipzig, namentlich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, für Deutschlands geistiges Leben bedeutet hat, ist bekannt. Zwar hat der Siebenjährige Krieg Leipzig wohl schlimmer als andere Plätze heimgesucht; aber weder die Last der Kontributionen noch die ernstige Kleinarbeit Friedrichs des Großen, mit der er das Wirtschaftsleben in seinen Ländern zu heben suchte, vermochte Leipzig Abbruch zu thun. Auch die napoleonischen Kriege haben, trotz der Kontinentalperre, den Leipziger Handel kaum geschädigt und in der folgenden Friedenszeit breitete er sich so rasch aus, daß das Jahr 1833 den relativ größten Waareneinfuhr bringen konnte, den Leipzig erlebte. Und ausländische Waaren beherrschten den Markt.

Bei der Theilung Sachsens hatten die Leipziger Großkaufleute wegen der Nähe der preussischen Grenze den Ruin der Messen prophezeit, aber die Erfahrung der Folgezeit erwies die Prophezeiung als irrig. Der Anschluß Sachsens an den Zollverein (1833) gab den Propheten abermals reiche Gelegenheit, ihr Talent zu entfalten. Ein endgiltiges Urtheil ist hier kaum möglich, denn ehe noch das neue Zollsystem ausgebaut war, erfuhr die gesammte Volkswirtschaft eine Umwandlung, deren Symptom, aber nicht Ursache der Eisenbahnbau ist. Auch auf diesem Gebiet ergriff Leipzig die Initiative. Der Waarenverkehr, bisher an wenige bevorzugte Straßen gebunden, vertheilte sich jetzt in unendlich viele Kanäle, so daß eine Aufstauung der Waaren an wenigen Meßplätzen unnöthig, ja, unmöglich wurde. Damit war die alte überragende Stellung Leipzigs als Handelsplatz verloren; es wurde aber, wie alle Großstädte, zum Mittelpunkt eines kleineren, durch keinen Stapelzwang abgegrenzten Wirtschaftsgebietes, nahm

absolut unter den veränderten Verhältnissen sichtlich zu und selbst die Messen sahen einen unter den neuen Verkehrsmitteln immer größeren Zufluß von Menschen und Waaren; der leipziger Meßverkehr hat wohl in den sechziger Jahren seinen Höhepunkt erreicht.

Die Messen von heute sind etwas völlig Anderes als die Messen bis etwa 1840. Damals waren sie die Vorbedingung für Leipzigs wirtschaftliche Bedeutung, heute sind sie nur eins von den vielen Mitteln, die in der Gegenwart zusammenwirkend dem wirtschaftlichen Gedeihen der Stadt dienen. Die alten Messen brachten stets große Waarenmengen in natura in die Stadt; heute handelt es sich hauptsächlich um Musterausstellungen. Die alten Messen sind im modernen Wirtschaftsleben nicht mehr nöthig und deshalb abgestorben; die neuen haben eine — freilich bescheidene — Zukunft. Und Leipzig war ein Glück beschieden, das Städten wie Köln und Nürnberg einst versagt blieb: es brach nach dem Verlust seiner alten Vorortstellung im Handel nicht in sich selbst zusammen. Wenn es auch heute nicht mehr als jede andere Großstadt im Weltverkehr steht, so brauchte es doch nicht zuzusehen, wie ein jüngerer Rivale das Erbe seiner wirtschaftlichen Weltstellung antrat.

Leipzig.

Dr. Armin Tille.



Triumphator und Narr.

Es war 1880; der Frühlingsabend, den wir Schweden nie vergessen, weil wir ihn jedes Jahr feiern. Und es war auf der Blockhauslandzunge an der Einfahrt von Stockholm. Da stand ein altes Paar, Landleute, einfache Menschen, die den größeren Theil des arbeitsreichen Lebens zusammengewandert waren. Sie spähten auf Fahrwasser hinaus, das unter den thranenkügeligen Sternen im Dunkel lag, und betrachteten einen Mann, der in der Finsterniß mit etwas Unbekanntem draußen auf der Landungsbrücke hantirte. Lange standen sie, sehr lange; bald blickten sie auf das dunkle Fahrwasser hinaus, bald in den großen Lichtschein der Stadt. Endlich sahen sie eine Laterne draußen auf dem Bjärd, zwei Laternen, viele Laternen. Da drückten die Alten einander die Hände und dankten in der Stille, unter den Sternen, Gott, daß er ihren Sohn ihnen wiedergegeben habe. Der hatte nun seinen Theil an der großen Ehre der großen That, Asien umsegelt zu haben; und war ein ganzes Jahr als tot betrauert worden. Er war allerbing's nicht der Erste gewesen; aber er war dabei gewesen. Und jetzt sollte er beim König essen, Ordenssterne bekommen und zu Etwas ernannt werden, das auch Brot geben würde. Für eine nationale Belohnung in barem Gelde hatte der Reichstag schon gestimmt.

Die Laternen wurden heller und kamen näher; ein kleines Dampfboot schleppte einen großen dunklen Schoner, der in der Nähe so einfach aussah wie vieles andere Große auch. Und jetzt sah man den Mann bei der seltsamen Zurüstung mit einem Streichholz Feuer antreiben.

„Was kann Das sein?“ fragte der Alte. „Es sieht aus wie große, große Stearinlichte.“ Und sie gingen näher, um es anzusehen.

„Es sieht aus wie ein Trockengestell für Fischgeräthe“, sagte die Alte, die von der Küste war.

Ratsch! Zsch! Si-si-si! sagte es; und die Alten waren von Feuer und Flammen umwirbelt.

Und zu den Sternen des Himmels hinauf stiegen nun ganze Feuerbündel, die hoch oben neue Sterne entzündeten, daß ein Sternengucker, der sie von seinem Observatorium aus sähe, glauben müßte, aus Himmelsgewölbe seien neue Gestirne gekommen. Und es kam wirklich etwas Neues, am Himmel und auf Erden, mit dem Jahre 1880: neue Gedanken kamen in neue Herzen, neues Licht und neue Entdeckungen. Unkraut kam ja auch mit dem neuen Weizen; aber das Unkraut soll stehen bleiben, Feuchtigkeit und Schatten geben und zur Erntezeit vom Weizen gesondert werden. Aber dabei soll es sein, denn es gehört dazu, wie die Spreu zum Korn.

Es war jedenfalls eine richtige Kaketenliste; und als sich der Rauch zerstreut hatte — denn der Rauch gehört zum Feuer —, war der Staat vorbei.

„Es wäre doch nett gewesen, wenn wir heute Abend mit in der Stadt hätten sein können!“ sagte die Alte.

„Nein!“ sagte der Alte; „wir hätten nur gestört und geringe Leute, die sich vorbrängen, scheinen leicht hoffährtig. Den Jungen treffen wir morgen immer noch, wenn er von seiner Braut frei kommt, die ihm näher steht als wir.“

Das war von dem Alten verständig gesagt. Und die Alten müssen Verstand haben; denn wer sollte ihn sonst haben?

Und dann gingen sie in die Stadt.

Nun wollen wir sehen, wie es dem Sohn erging.

Er war Seemesser an Bord und hatte die Tiefe des Meeres gemessen, die Höhe des Landes und die scheinbare Bewegung des Himmels; er konnte sagen, wie früh oder spät es sei, wenn er nur nach der Sonne sah, und er wußte, wie weit sie gefahren waren, wenn er nach den Sternen guckte. Er war ein gewaltiger Mann und glaubte auch, sowohl Himmel wie Erde in seiner Hand zu haben. Er maß die Zeit aus und rückte an der Uhr der Ewigkeit. Als er jetzt im Hause des Königs Gast gewesen war und einen Stern auf den Kopf bekommen hatte, da war ihm doch, als sei er gleichsam vornehmer als die Andern; er wurde nicht gerade hoffährtig gegen seine armen Eltern oder seine Braut; aber sie merkten es, wenn sie auch nichts sagten. Und vielleicht war er etwas stramm; denn dazu hatte er Anlage.

Nun waren die großen Festlichkeiten in der Hauptstadt vorbei und die Studentenschaft wollte den heimgekehrten Helden auch huldigen. Und so reisten sie dahin.

Die Studenten sind ein besonderes Volk; sie lesen nur die Bücher des Doktor Allwissend und glauben darum, sie wüßten mehr als Andern. Und es sind junge Leute und darum gedankenlos und grausam.

Als nun die alten Doktoren mittags ihre verständigen und achtungsvollen Reden zur Ehre der Seefahrer gehalten hatten, sollten die Studenten nachmittags einen Festzug veranstalten.

Der Seemeffer saß mit seiner Braut auf einem Balkon neben den anderen großen Herren; die Kirchenglocken läuteten, die Kanonen schossen; es wurde trompetet, getrommelt, geslagt und gewinkt. Und dann kam der Zug. Zuerst war das Schiff zu sehen, mit Matrosen und Allem; dann kamen Walrosse und Eisbären mit Dem, was dazu gehört; dann verkleidete Studenten, die Helden vorstellten. Der Große selbst war da mit seinem Pelz und seiner Brille. Nicht würdig war es vielleicht nicht und die Ehre war ja so so la la, auf die Weise abkonterfeit zu werden; doch mochte es hingehen. Wohlgemeint war es jedenfalls. Dann kam Der, dann Jener, — Alle von verkleideten Studenten dargestellt. Zuletzt kam der Seemeffer. Er war gewiß kein schöner Mann; doch Das braucht ein Mann auch nicht zu sein, wenn er nur ein tüchtiger Seemeffer oder sonst etwas Tüchtiges ist. Aber so hatten sie ihn abkonterfeit: einen tüchtigen häßlichen Greiner hatten sie zu seinem Stellvertreter ausgewählt. Das ging noch; aber die Natur hatte ihm den einen Arm zu kurz gemacht und Das hatten sie auch angebrütet. Das war häßlich, denn ein Gebrechen ist Etwas, wofür man nicht kann. Aber als der Narr, der den Seemeffer spielte, an den Balkon herankam, sagte er mit schönem Accent Etwas, das den Seemeffer lächerlich machen sollte, weil er Schöne war. Das war dumm, denn Jeder spricht die Mundart, die er von seiner Mutter gelernt hat; und die soll man ehren.

Daß alle Leute lachten, war ja eine Höflichkeit, da man gratis unterhalten wurde; aber daß die Braut in ihrem Herzen verletzt wurde, war in der Ordnung, denn sie wollte ihren zukünftigen Gatten nicht lächerlich gemacht sehen. Der Seemeffer wurde finster und stumm. Alle Festfreude war für ihn dahin. Doch er durfte es nicht zeigen, denn dann hätte man ihn für dumm gehalten, weil er keinen Scherz verstand. Aber nun kam das Schlimmste. Der Narr tanzte vor und machte Affenpossen, die ein Neben auf den Namen des Seemeffers sein sollten, auf den Zunamen, den er von seinem Vater geerbt, und den Vornamen, den er bei der Taufe von seiner Mutter erhalten hatte; die ihm heilig waren, und die er nicht ändern wollte, obgleich sie ein Wenig prahlerisch klangen. Da wollte er sich erheben und gehen, aber die Braut hielt ihn zurück und er blieb sitzen.

Als der Aufzug vorbei war und Alle sich auf dem Balkon erhoben hatten, trat der Große an die Braut des Seemeffers heran, legte die Hand freundlich auf ihre Achsel und sagte mit seinem guten Vächeln: „Sie haben hier zu Lande eine sonderbare Art, ihre Größen zu feiern. Das muß man eben hinnehmen.“

Am Abend war ein neues Fest, das der Seemeffer auch mitmachte; aber sein Vergnügen war dahin. Es kam sich so klein vor, seit er ausgelacht worden war; er war ja kleiner als der Narr, der als Possenreißer sein Glück gemacht hatte; und darum war er verzagt, unruhig vor der Zukunft und zweifelte an sich selber. Und wohin er in dem großen Garten ging; überall sah er sein Zerkbild in dem Narren, der überall war. Und er sah seine Fehler vergrößert, seine Doffahrt, seine Großsprecheri nachgehmt; und das Schlimmste war, daß seine geheimen Gedanken und Reigungen verrathen waren.

In drei qualvollen Stunden hatte er das Rechenchaftsbuch seines Bewusstseins durchblättert; und was kein Mensch ihm zu sagen gewagt, hatte der Narr nun gesagt. Es ist gut, sich selbst zu erkennen; Sokrates nennt es sogar das höchste Gut; und gegen Ende dieses Abends hatte der Seemesser sich überwunden, sich selber seine Schwächen bekannt und beschloffen, sich zu ändern.

Da ging er an einer Gruppe vorbei und hörte eine Stimme hinter einer Hecke sprechen: „Merkwürdig, wie sich der Seemesser zu seinem Vortheil verändert hat! Er ist ja ein wirklich angenehmer Mensch geworden.“- Das that ihm im Herzen wohl. Doch im Grunde seiner Seele freute ihn ein Wort von seiner Braut: „Du bist so nett heute Abend; und darum bist Du hübsch!“

Er hübsch? Das war ein Wunder; und die geschehen ja jetzt nicht mehr. Doch er mußte es glauben, da er wußte, daß er häßlich war.

Schließlich schlug der Große ans Glas und hielt eine Rede, die ungefähr so lautete: „Wenn der römische Sieger seinen Triumphzug hielt, stand immer ein Sklave hinter ihm auf dem Wagen, der dem Feldherrn zurief: ‚Denke, daß Du nur ein Mensch bist!‘ Und neben dem Biergespann des Siegers, dem von Senat und Volk gehuldigt wurde, ging ein Narr, der den Werth des Triumphes durch seine Schmähungen verringerte und in Schimpfliedern den Charakter des Triumphators in den Staub zog. Das war eine alte gute Sitte, denn nichts ist dem Menschen so gefährlich wie der Wahn, er sei ein Gott, und nichts ist den Göttern so unangenehm wie der Uebermuth der Menschen. Meine jungen Freunde! Was wir Heimgelehrten vollbracht haben, ist vielleicht überschätzt worden; der Siegesrausch ist uns wohl zu Kopf gestiegen. Darum war es wohlthuend, heute Ihre Narrenpöffen zu sehen. Ich beneide den Narren nicht etwa um seine Rolle, noch lasse ich mich verleiten, an Ihre schönen Absichten zu glauben, — weit entfernt; aber ich danke Ihnen jedenfalls für die etwas eigenthümliche Huldigung, die Sie uns dargebracht haben. Sie wird mich lehren, daß ich noch viel zu erobern habe, und mich stets, wenn die Vergötterung mich in Versuchung führt, daran erinnern, daß ich nur ein Mensch bin!“

„Bravo!“ schrie der Seemesser.

Und das Fest nahm seinen Fortgang. Aufrichtige Freude und Fröhlichkeit herrschten und wurden selbst von dem Narren nicht gestört, der sich beschämt zurückgezogen hatte und verschwunden blieb.

Das war der Seemesser und der Große. Jetzt werden wir sehen, wie es dem Narren erging.

Der Narr, der während der Rede des Großen am Tisch stand, hatte vom Seemesser einen Blick bekommen, so einen Blick, der gleich einem kleinen Feuerpfeil eine große Festung anzünden kann. Und der Narr war besessen, als hätten seine Kleider Feuer gefangen; und er lief in die Nacht hinaus. Er war kein netter Mann. Narren und Büttel sind allerdings auch Menschen, aber nicht von unseren besten. Viele Fehler und Schwächen hatte er auch, wie wir Alle, aber die verstand er zu verbergen. Nun geschah etwas Merkwürdiges. Weil er den ganzen Tag lang dem Seemesser nachgezahmt hatte, war er, auch unter dem Einfluß des Rausches, so in seine Rolle hineingetroffen, daß er nicht wieder aus ihr herauskommen konnte; während er die Fehler und Schwächen des See-

wessers darstellte, hatte er sie gleichsam selbst angenommen; und der Blick des Seemessers hatte sie in den Grund seiner Seele hinuntergestoßen, wie der Lade- stoß die Pulverladung hinunterstößt. Er war vom Seemesser geladen: und darum fing er zu schreien und zu prahlen an, als er auf die Straße hinauskam. Diesmal aber hatte er Pech. Gleich kam nämlich ein Polizeikonstabler und bat ihn, still zu sein. Der Narr antwortete etwas Lustiges, mit dem schonischen Accent des Seemessers. Das gab eine schöne Geschichte. Der Konstabler, der zufällig aus Schonen war, nahm es übel auf und wollte den Narren ins Loch stecken. Nun fällt es Narren eben so schwer, Ernst zu verstehen, wie der Polizei, Scherz zu verstehen, und darum leistete der Narr gewaltsamen Widerstand gegen den Versuch, ihn zu arretiren. Die Folge war, daß der Haselstoß herauskam und es Hiebe setzte. Dann ließ man den Narren laufen.

Jetzt, meint wohl Mancher, hätte es der Strafe genug sein können; wars aber nicht.

Der Narr fühlte sich durch die Bückigung ganz und gar nicht gebessert; eher in seinem Herzen verbittert. Wie ein Clouy-Indianer, ging er nun auf den Kirgspfad, um zu sehen, an wem er sich rächen könne. Der Zufall leitete seine Schritte in die Zollstraße hinunter und in ein Bauernquartier hinein. Um einen Tisch auf dem Hof saßen Bauern und Müller und tranken bei einer Laterne auf das Wohl der großen Männer. Als sie den Narren erblickten, nahmen sie ihn für den Seemesser und waren höchlich erfreut, als er sich so gemein machen wollte, mit ihnen ein Glas zu trinken. Jetzt flog der Hochmuthsgeist in die Pulverkammer des Narren und er fing Feuer. Er sprach große Worte von seinen großen Thaten: er habe recht eigentlich die Expedition geleitet; denn hätte er nicht die Tiefe des Meeres gemessen, so wären sie auf Grund gestoßen; und hätte er nicht in den Sternen gelesen, so wären sie niemals heimgekehrt.

„Schmah! flätzte es. Und der Narr hatte ein Ei mitten zwischen den Augen.“

Und der Müller sprach: „Der Seemesser ist ein Prahlhans. Das wußten wir schon. Er wars, der im Blatt sagte, der Große sei ein Humboldt.“

Jetzt flog die andere Schwäche des Seemessers in den Narren hinein und ließ ihn sprechen, was nicht wahr war: „Der Große ist auch ein Humbug!“

Das war zu viel und ging nicht in die Bauern hinein. Sie erhoben sich dagegen und banden den Narren mit einem Ochsenzügel an einen vollen Wehlsack. Mit feinstem gesiebtem Weizenmehl wurde ihm das Gesicht geschminkt; mit einer Lichtschnuppe aus der Laterne wurde er gezeichnet. Inzwischen nähte ihn ein Müllerknecht mit Schneidernadel und Segelgarn an den Sack fest. Das genügte noch nicht. Mit der Laterne an der Spitze zog die Bauernschar die Karre, den Wehlsack und den Narren auf die Straße und bis auf den großen Markt. Dort wurde der Narr dem lachenden Volke gezeigt. Das war ihm recht!

Als er frei kam, drückte er sich weg und setzte sich auf eine Treppe, um zu weinen. Der große Keel weinte. Es war beinahe schade um ihn.

Stockholm.

August Strindberg.



Wissenschaft und Leben.

Daß unsere Erkenntniß dem Leben nicht mehr diene, darüber werden die Klagen immer lauter und eindringlicher. Durch ganz Europa weht ein antiwissenschaftlicher Geist. Tolstois Anschauungen, Niezsches Werthungen und der Standpunkt des bekannten französischen Katholiken, der das Wort vom Bankbruch der Wissenschaft prägte, sind nur einzelne Symptome der selben intensiven Bewegung der Gemüther.

In der That haben die glänzenden Erfolge der naturwissenschaftlichen Disziplinen und die bleibenden Errungenschaften einiger Geisteswissenschaften nur eine einheitliche, materiell technische Kultur zu zeitigen vermocht; das Streben nach einem großen Stil der Lebenshaltung, die Tendenzen nach einer innigen Beziehung zwischen der Kunst und der Wissenschaft und der beiden vereinigten Kulturphären mit dem vollen, realen Leben sind durch sie nur gekreuzt und gehemmt worden. All die schöpferischen Synthesen, deren das zwanzigste Jahrhundert förmlich harret, die durch die Erzeugnisse früherer Kulturentwickelungen genügend vorbereitet wurden, werden, wenn es bei dem heutigen Stande der Dinge bleibt, noch geraume Zeit ihre embryonale Gestalt bewahren. Jedem, der weit abseits von all den Erneuerungsversuchen des Rationalismus sowohl als von aller Hypertrophie des rein Animalischen und Instinktmäßigen lebt, muß ohne Weiteres klar sein, daß nicht in einer Auflösung, sondern in einer Umformung der Wissenschaft das Heil liegt. Nicht nur die abstrakte Liebe zur Erkenntniß, sondern das viel konkretere Streben nach Beibehaltung der allgemeinsten methodischen Ergebnisse unserer Zeit bildet das selbstverständliche a priori eines jeden wirklich Modernen. Diesen Standpunkt darf man nicht verlassen, wenn man die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Leben aufs Neue prüft.

Auch unter den Höchstgebildeten dürfte es nicht Wenige geben, denen das Wesen des Wissenschaftsbegriffes noch fremd ist. Darüber dürfen wir uns nicht wundern. Denn erst in langsamer und allmählicher Entwicklung haben Philosophie und Naturwissenschaft den rohen Substanzbegriff verlassen und sich der Heuristik zugewandt. Wie lange ist es her, seit man auch innerhalb der exakten Gebiete mit dem metaphysischen Prinzip einer absoluten, scheinbar Unkenlosen Erklärung der Dinge gedrohen hat? Auch die exakten Forscher müssen sich daran gewöhnen, nur mit relativen Ewigkeitswertchen zu wirtschaften. Die gesichertsten Ergebnisse sind nur bessere Formen der Anpassung an unsere Art, die Dinge zu sehen. Alle Fortschritte der Wissenschaft führen im Grunde nur zu dem jeweiligen Streben nach einer besseren Beschreibung der Phänomene. Wissenschaft ist Oekonomie des Denkens: diese Formel, die wir Ernst Mach danken, macht am Besten auch dem Laien in philosophischen Problemen den Standpunkt klar, auf dem es allein hier ankommt. Damit ist der modernste Wissenschaftsbegriff gegeben.

Ich will gegen diesen Wissenschaftsbegriff nicht etwa polemisieren. Er ist ja durchaus richtig. Auch steht die Fruchtbarkeit dieses regulativen Prinzips außer jedem Zweifel. Aber Machs Formel bedarf einer positiven Ergänzung, weil sie für die Festsetzung eines Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Leben nicht ausreicht, weil in ihr nicht die wichtigen Absichten verzeichnet sind, deren Ziel ist, auch über die intimeren Beziehungen wissenschaftlicher Thätigkeit und

des Wissenschaftsbetriebes Auskunft zu geben. Zunächst muß festgestellt werden: die Wissenschaft kann ohne Subjektivität nicht auskommen. Eine objektive Erkenntnis, ganz ohne individuelle Färbung, gelobt von den intimsten Seelenregungen des wissenschaftlichen Schaffens, giebt es kaum in der Mathematik. In allen übrigen Disziplinen ist das subjektive Element, trotz allen gegentheiligen Versicherungen der Forscher, stets zu finden. Viebig hat in seiner Abhandlung über Bacon schon vor Jahrzehnten gesagt, das wirkliche Experiment unterscheidet sich von der wissenschaftlichen Spielerei dadurch, daß ihm eine vorgefaßte, bestimmte Idee, eine klare Absicht des Forschers zu Grunde liege. Die Pläne der Gelehrten, die Absichten und Forschungstendenzen der wirklich schöpferischen Geister aber darf man nicht künstlich ihrer Subjektivität entkleiden, wenn man dem Problem, wie Wissenschaft entsteht und wirkt, ernstlich nachgehen will. Ich will von den Geisteswissenschaften ganz schweigen. Aber in Physik und Chemie herrscht überall das Unbewußt-Subjektive. Man kommt selbst bei der Erfassung der Probleme, die scheinbar nur von einem rechnerischen und durchaus beweisenden Faktor getrieben werden, auf verschiedenen, subjektiv nuancierten Wegen zum selben Resultat. Ein klassisches Beispiel dafür ist der erste Hauptsatz der Energetik, den zwei Deutsche und ein Engländer fast zur selben Zeit entdeckt haben. Und sehr verschieden ist die Art, wie selbst die beiden Deutschen (Robert Mayer und Helmholtz) zu dieser grundlegenden Theorie der modernen Naturwissenschaften gelangt sind. Neben der Astronomie ist die Mechanik das gesichertste Feld menschlicher Erkenntnis. Die Ergebnisse sind völlig abgeschlossen; darum konnten Düring und Mach schon eine so glänzende Geschichte dieser Wissenschaft schreiben. Und diese so exakte und abgeschlossene Disziplin kann auch, wie das Beispiel von Herz zeigt, in einer von der gewöhnlichen Weise ganz abweichenden Art dargestellt und gelehrt werden. All diese subjektiven Färbungen berühren freilich kaum die Ergebnisse wissenschaftlicher Erkenntnisheit selbst. Aber auch diese sind keineswegs frei von der Einwirkung des sozialen Milieus; Rasseeigentümlichkeiten, eine national gefärbte Art, die Dinge zu erfassen, machen sich auch im rein Wissenschaftlichen geltend. Ist es denn ein Zufall, daß die Deszendenztheorie Darwins unter dem Einfluß der ganzen englischen Entwicklung der vierziger und fünfziger Jahre anders ausfiel als die Theorie Lamarcks? War Großbritannien mit seinen Zuchtpferden, den unzähligen künstlichen Variationen, die damals schon der praktische Sinn des Engländer's vielen Thierarten entlockte, nicht der wirksame Hintergrund für die Entfaltung der Talente Darwins? Ist es ein Zufall, daß ein Zoologe und ein Botaniker im selben England zur selben Zeit zu ähnlichen Resultaten gelangten? Selbst wenn der Satz Kants: „In der Naturwissenschaft ist nur so viel Wissenschaft, wie viel Mathematik“ richtig wäre, würden wir überall leicht und rasch auf die Grenzen rein objektiver Wirksamkeit stoßen. Wenn man aber bedenkt, daß für das ganze Gebiet der Ausspruch des großen Königsberger Denkers noch nicht gilt, für andere nie gelten wird, wenn man die zahlreichen Geisteswissenschaften mit ihrem komplizierten Problemenaufbau, mit ihrem individuelleren Gepräge berücksichtigt, wird man förmlich gedrängt, von aller Wissenschaft zu behaupten: „Hier waltet überall das Subjektive.“ Aber es wird, wie schon angedeutet wurde, nicht zu einem bewußten Faktor im Wissenschaftsbetrieb erhoben. Die Gelehrten und Forscher

schämen sich ihrer Subjektivität, die gerade die schönsten Früchte zeitigt. Da es nun einmal eine objektive Wissenschaft nicht giebt, ist die Herrschaft dieses Unbewußt-Subjektiven nicht ohne Gefahr für die moderne Kultur. Das Wesentliche in der Erfassung der Probleme wird dadurch nicht gerade gefördert; über die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Schaffens werden Schleier gebreitet. Wir leben im Zeitalter der Heuristik. Das rein regulative, deskriptive, nur ordnende Moment der modernen Wissenschaft, die Ökonomie des Denkens bedingen auch eine ganz andere Einsicht in den Prozeß des wissenschaftlichen Schaffens als die früheren Forschungsprinzipien. Für die ältere Wissenschaft war das eigentliche Schaffen des Forschers gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit hört in dem Augenblick auf, wo wir erkannt haben, daß nur durch größere Anpassung an unsere Art, die Dinge zu sehen, wissenschaftliche Fortschritte möglich sind. Nun tauchen in ganz organischer Weise die Probleme auf: Welche sind die Bedingungen dieser Anpassungsmöglichkeit? Wie sieht die Psyche des Gelehrten aus, der diese Methode in dieser Weise nuancirt?... Die Heuristik verwandelt den Methodiker in einen Psychologen.

So muß das subjektive Element innerhalb der Wissenschaft mit Naturnotwendigkeit aus der Sphäre unbewußter Regungen in den Bereich bewußt schöpferischer Thätigkeit hinübergleiten. Die Heuristik befreit den Gelehrten aus den Fesseln der falschen Objektivität; sie lehrt ihn, sich der Subjektivität nicht zu schämen. Aber die Subjektivität muß eine andere werden; so lange man sie nicht aus dem latenten Zustande hervorlockt, werden die Unklarheiten, die ewigen Grenzstreitigkeiten niemals aufhören. Gerade weil die Nothwendigkeit des Bewußt-Subjektiven verkannt wird, droht dieses künstlerische Element des wissenschaftlich Arbeitenden, am unrechten Ort sich auszutoben. Vollkommen objektiv muß in der Wissenschaft die Ordnung, die äußere Zusammenstellung des Materiales bleiben. Die Sichtung des Stoffes hat nach bloß praktischer Erwägung zu erfolgen; hier müssen die ureigensten Anschauungen schweigen. Das Ordnen des Materiales hat mit der eigenthümlichen Nuancirung, wie jeder wirklich schöpferische Gelehrte die Phänomene zu betrachten gewöhnt ist, so gut wie gar nichts zu thun. Hier ist der gemeinsamste und neutralste Boden, wo die Thätigkeit der Persönlichkeit auf ein Minimum herabsinkt. Doch gerade weil das subjektive Element des Forschers sich bisher meist im Unbewußten geregt hat, wurde oft genug die individualisirte und nuancirte Art, die Dinge zu betrachten, auf die äußere Ordnung der Phänomene angewendet. Wenn wir diese Wahrnehmungen zusammenfassen und dabei den ökonomischen Charakter aller Wissenschaften streng wahren, kommen wir, ohne irgendwie den Thatfachen Gewalt anzuthun, zu folgender Formel: „Die Wissenschaft ist eine Organisation objektiv geordneter, bewußt subjektiv erfaßter Erfahrung.“

Diese Formel dürfte — sollte sie überhaupt Beachtung finden — von vielen Gelehrten mit einem Schütteln des Kopfes empfangen werden. Ist es denn nicht genug, daß wir in der strengen Wissenschaft auf viele Hindernisse und Hemmungen unserer geistigen Organisation stoßen? Soll dieser Vorstoß der Subjektivität der damit verbundenen Systemlosigkeit Thür und Thor öffnen? So würden die Strengen und Starren sprechen, die von dem belebenden Zuge, der allmählich auch das Fach und das Spezialistenthum ergreift, noch keinen

Sauch verspüren. Die Anderen, die freieren und beweglichen Geister aber werden fragen: „Wenn schon aller Wissenschaft das künstlerische Element nicht fehlen soll, wozu ist es nötig, dieses Element noch dadurch zu stärken, daß man das Bewußt-Subjektive in den Bereich des Wissenschaftsbetriebes einzuführen sucht?“ Die erste Frage ist leicht beantwortet. Zunächst sind Subjektivität und Willkür nicht identische Begriffe, besonders, wenn sich der Forscher an unsere Regel hält und in der Sichtung, Anordnung und äußeren Beherrschung des Stoffes alles Persönliche, Individualisirte und Ruancirte vermeidet; dann wird im Methodischen seiner Disziplin die Willkür fast ausgeschaltet werden. Außerhalb des rein Methodischen aber, wo eine willkürliche innere Versenkung in den Gegenstand nötig erscheint, wo die Fruchtbarkeit der Forschungsprinzipien von der Natur des Denkenden und Schaffenden abhängt, wird eine gewisse Willkür stets vorhanden sein, wie sie es von je her war, seit man Wissenschaft treibt. Sie wird durch das Aussprechen Dessen, was ist, durch ein offenes Bekenntniß zur unvermeidlichen Subjektivität eher geringer werden. Denn der besonnene, der Grenzen prinzipieller Möglichkeiten sich bewußte, das Methodische noch unpersonlich behandelnde, sich im Prinzipiellen persönlich auslebende Gelehrte wird von selbst dazu gelangen, das Willkürliche einzuschränken. Die Betonung des subjektiven Charakters aller Wissenschaft ist dem erkenntnistheoretisch Denkenden sicher nicht fremd. Vielleicht hat der erkenntnistheoretisch denkende Forscher den Glauben nicht in die klare und scharfe Formel gebracht, aber seine Denk- und Anschauungsweise wird schon lange davon beherrscht.

Schwerer ist die zweite Frage zu beantworten. In seiner Entstehungsgeschichte des modernen Kapitalismus hat Professor Werner Sombart mit wahrer Begeisterung von der Pracht und Schönheit des Lebens im Gegensatz zur nachhinkenden wissenschaftlichen Gestaltung gesprochen, eine künstlerische Ergänzung der wissenschaftlichen Formen und Formeln verlangt und von der Nationalökonomie der Zukunft gefordert, sie möge keine ethische, sondern eine ästhetische Disziplin sein. Dieser Gedanke einer ästhetischen Nationalökonomie drückt plastisch die Sehnsucht einzelner moderner Forscher nach einer innigeren Beziehung zwischen Wissenschaft und Leben aus. Das dunkle Gefühl, daß die Formeln wissenschaftlicher Begriffsbestimmungen vielen lebendigen Dingen Gewalt anthun, beunruhigt schon manche helle Köpfe. Doch eine ästhetische Nationalökonomie ist wie eine ästhetische Geologie oder Chemie methodisch und prinzipiell ein Ding der Unmöglichkeit. Denn ästhetische im Gegensatz zu ethischer Nationalökonomie kann doch nicht in die bloße Forderung ästhetischer Form, in den Wunsch nach einem lebhaften Stil der Gelehrten ausklingen. Nein: gemeint ist eine innerlich künstlerische Erfassung des Gegenstandes, gefordert wird die Herrschaft eines ungeschriebenen oder geschriebenen Gesetzes ästhetischen Wirkens über die Methodik. Ist Solches denkbar, möglich, auch nur wünschenswert? Das ist eine heikle Frage. In der Kunst soll das Unbewußt-Subjektive herrschen. Die wirkliche Aesthetik sollte uns die Einschränkung und Begrenzung des bewußt-subjektiven Elementes beim Künstler lehren. Der Lyriker, der sich stets über seine Stimmungen im Klaren ist, der seine Gefühle stets richtig mißt und werthet, immer über ihnen steht; der Maler, der von seinen Bildern täglich in schönen Worten spricht: sind sie noch Künstler? Bilde, Künstler, rede nicht! Hat der Satz seine

Wahrheit verloren? Nicht darum handelt es sich, daß der Mann der Wissenschaft viele, ja, die meisten seiner Forschungsinstitute nicht kontrollieren kann; nicht darum, daß es den Künstler oft genug, besonders nach gethaner Arbeit, mit elementarer Kraft dazu treibt, sich der Maschine seines Schaffens bewußt zu werden. Die Hauptsache ist, der Künstler möge nicht von vorn herein die Absicht haben, den innersten Motiven und Regungen seines Schaffens nachzuspüren; der Forscher habe die Absicht, den wesentlichsten Triebkräften seines Schaffens mit intensivster Aufmerksamkeit nachzugeben. Der Gelehrte ist zur steten Bekennung seiner Subjektivität verpflichtet; der Künstler mag sich ruhig während des Schaffens noch so objektiv geben. Der Unterschied springt in die Augen: er macht eine ästhetische Rationalökonomie eben so unmöglich wie eine künstlerische Physiologie oder Chemie. Jetzt erst wird man den tieferen Sinn des Strebens begreifen, das subjektive Element aus den unbewußten Regionen in die Sphäre bewußter Wirksamkeit hinüberzuleiten. Das Unbewußt-Subjektive, wie es jetzt in der Wissenschaft herrscht, führt entweder zu einer Erstarrung der verschiedenen Disziplinen, zu einer Herabminderung des Weltanschauung bildenden Elementes, zu einer Vernachlässigung des Schöpferischen und Elementaren, ohne die es weder eine experimentelle Disziplin noch eine Erfahrungswissenschaft giebt; oder sie treibt zu einer Hypertrophie des künstlerischen Elementes, zu einer Ueberwucherung von schäpfbaren, die reine Wissenschaft aber nicht fördernden Eigenschaften. Als Symptom, daß eine solche Hypertrophie des Künstlerischen in der Wissenschaft schon einzusetzen beginnt, ist der Wunsch nach einer ästhetischen Rationalökonomie zu verstehen. Auf die zweite Frage ist also zu antworten, daß es sich hier nicht um eine Verstärkung des berechtigten künstlerischen Elementes in der Wissenschaft handelt, sondern daß unsere Formel nur eine verinnerlichte Abgrenzung alles Wissenschaftlichen gegenüber allem Künstlerischen versucht.

Jeder Wissenschaftsbegriff ist in einem gewissen Entwicklungsstadium noch Wissenschaftsideal. Selbst Nachs vorher angeführte Formel wird heute noch nicht ganz verwirklicht. Ist sie darum unfruchtbar? Ich glaube, das Selbe gilt von diesem erweiterten Wissenschaftsbegriff, der, ohne das Postulat von der Ökonomie des Denkens aufzuheben, dem künstlerischen Element in der Wissenschaft gerecht geworden ist. Die Möglichkeiten der Verwirklichung zu betrachten, ist nicht die Aufgabe Dessen, der den Wissenschaftsbegriff aufstellt. In unserer Zeit beginnen schon vielfach die besten und feinsten Köpfe, die Erkenntnis zu hassen, weil die Unfruchtbarkeit des Wissenschaftsbetriebes immer stärker hervortritt. Man wandert nach Rom, weil unsere Kultur nicht mehr genügt. Die Versenkung ins Historische befriedigt die Gemüther nicht; noch weniger kann die Stillosigkeit unserer Periode auf die Dauer genügen. Ein Hauptgrund der seltsamen Verfassung der Geister und Gemüther ist die Erstarrung, die der modernen Wissenschaft droht und nur gebannt werden kann, wenn man dem objektiv historischen Element eine weithin fichtbare Rolle zuweist und zu gleicher Zeit das subjektiv Künstlerische aus den seelischen Tiefen hervorholt. Erweiterung der Wissenschaft heißt: Reubelebung. Damit wird allerdings nur der theoretische Rahmen gegeben, den die Praxis der verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete erst ausfüllen muß. Sollte die Praxis der Theorie bald nachfolgen, dann werden wieder, wie in der Periode hellenischer Volkultur, innige Beziehungen zwischen Leben und Wissenschaft herrschen.



Selbstanzeigen.

Prostitution des Geistes. Satirischer Roman. 4 Mark. Suedia-Verlag, Jagenheim an der Bergstraße.

Große geistige Bewegungen, besonders religiöse, führen immer zu Gemeinschaftsbildung, nicht nur, weil gleiches Denken und Empfinden Freundschaft stifftet, sondern auch, weil zur Pflege des geistigen Lebens Gemeinsamkeit schwer zu entbehren ist. Aber gleich mit der Organisation ist auch der Keim des Mammomonismus da, der selten unentwickelt bleiben wird; was fromme Begeisterung baut, kann Dämon Eigennutz und Herrschsucht sehr gut brauchen. Am Liebsten hat er natürlich die Religion, weil von allen geistigen Bedürfnissen das religiöse das populärste und leidenschaftlichste, also einträglichste, und zugleich das unklarste, also am Leichtesten zu betrügende ist. Wenn die materialistischen Einbringlinge auf der Höhe ihrer Kunst ständen, brauchte das Ideale nicht gerade Noth zu leiden. Eine gesunde Ruh milcht besser als eine kranke; und eine starke, leidenschaftliche Religiosität trägt den Heerdenführern mehr ein als eine sieche. Aber eine starke ist auch nicht so sicher am Zügel zu halten; jeder Tag kann einen neuen genialen Kopf bringen, der die bisherigen Führer stürzt und die Leute ihnen abspannt. Die Hierarchen müßten also, wie ein Modebromatiker, in beständiger Furcht vor neuem Genie schwelken, wenn sie nicht geeignete Mittel dagegen wählten. Das der Religionparasiten ist das wirksamste von allen denkbaren dieser Art: das Dogma. Der eifersüchtige Haß des Parasiten gegen das Einkommen stützende Genie ist der Vater aller Dogmen; eine Mutter haben sie auch: die Beschränktheit, die sich ehrlich einbildet, jezt den letzten, obersten Gipfel alles Wissens und Verstehens erreicht zu haben.

Durch die Dogmatisierung wurde das Christenthum schon in früher Jugend unfähig, Neues zu zeugen und dadurch seine Art jung zu erhalten. Es verlor auch früh das Feuer seiner ersten Zeit und vegetirte das ganze Mittelalter hindurch in jenem Zustand chronischen gemäßigten Siechthumes, der der Hierarchie am Besten paßt. Dann aber kam die Gefahr des neuzeitlichen Geistes, das riesige Fortschreiten des Wissens, neben dem sich der alte Kircheng Geist nicht mehr sehen lassen kann. Die Kirche hatte jezt die Wahl: entweder sich streng abzuschließen und, so weit Das nicht möglich ist, den neuen Geist auf Tod und Leben zu bekämpfen oder sich ihm hinzugeben und neu zu werden. Das Erste that die katholische Kirche, das Zweite sollte ihrem Prinzip nach die protestantische thun. Aber sie benimmt sich allzu katholisch. Nicht das kleinste, verrostetste Stückchen vom alten Dogmenhaß will man preisgeben; offiziell nämlich; privatim hat ja vielleicht kein Mensch mehr die ganze Normallehre Luthers im eigenen Besiz; sie sind denn doch Alle ein Wenig aufgeklärter, als der große Reformator zu seiner Zeit sein konnte. Glauben, wie Luther glaubte, kann Keiner mehr; aber lehren wie Luther müssen dennoch Alle. So wollen es die Herren der Kirche. Warum nur? Perverse Grausamkeit kann das Motiv nicht sein; reine Faulheit auch nicht. Vielleicht Mißtrauen in ihre eigene Kraft und Intelligenz? Es gehört in der That nicht ganz wenig dazu, den Kirchenarren aus dem Sumpf zu ziehen. Und Theologen sollten Das fertigbringen? Theologen, deren Intellekt schon nach zehn Jahren Studium und Amtsführung alt

und schlaff geworden ist? Wer je Gelegenheit hatte, diese Unglücklichen zu beobachten, zu sehen, welchen langen und harten Kampf sie mit der Lebensklugheit fordernden Stimme des Inneren um die allereinfachsten Erkenntnisse führen müssen, Der begreift, warum ein normaler Theologe schon mit dreißig Jahren so selten intellektuellen Muth hat. Sein Intellekt ist wie eine Lokomotive, die unaufhörlich durch Regendampf ihre eigene Arbeitsleistung wieder aufhebt; ein völlig nutzloses Gestampf; da läßt man freilich den Dampf lieber ausgehen und die traurige Maschine stehen, wo sie steht.

Das ist der kirchenhistorische Hintergrund, auf den ich meine tragikomischen Pfarrergehalten und ihre spaßhaften kleinen Geschichten hingewalt habe. Ich kenne die Pöstre, wie Bürger sagt. Die Betroffenen haben geschrien und sich beklagt, sie seien aus allzu galliger Stimmung karikiert. Wäre ja kein Wunder; und auch nichts Unrechtes; denn wenn es wahr ist, daß ein Kunstwerk à travers d'un tempérament geschaut sein muß; warum nicht auch mal durch ein galliges? Ich glaub's aber doch nicht. Ich habe beim Schreiben weit mehr Vergnügen als Jörn verspürt. Umgekehrt freilich meine ent- und vorgefetzte Behörde; sie hat aber mannhast und nicht ohne jeden Erfolg den Jörn bekämpft und mit christlicher Trauergerbe ganz still, auf daß Niemand Etwas höre, den unökonomischen Mahner durch ein glückliches Hinterspörtchen aus dem Tempel hinausgeführt; hin, wo kein Dach mehr ist, aber frische Luft.

Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu meinem satirischen Roman „Prostitution des Geistes“. Suerbia-Verlag in Jugenheim 1904.

In dieser aktenmäßigen Geschichte meines Ausschleudens aus dem württembergischen Kirchendienst steckt ein feiner Humor, den ich lächelnd Loben darf, da das Verdienst nicht mein ist. Die Sache erinnert in mancher Hinsicht — aber nur in mancher — an den Fall Wilsch. Beide Male ein Roman, der Mißstände im eigenen Beruf schildert; beide Male sofort das fast reflexmäßige Bestreben der entrüsteten Vorgesetzten, das Ganze ins Gebiet der persönlichen Beleidigungen herabzudrücken, da natürlich der Dichter seine Gestalten nicht aus den Fingern gezogen, sondern aus dem Leben entnommen hatte, — in Wilsch's Fall wohl wirklich zu direkt; doch auch bei mir wurde es behauptet. Von da an aber gehen die militärischen und die kirchlichen Wege auseinander: der Staat als Mann wählt die Gewalt, die Kirche als Weib die ... Diplomatie. Der Offizier wird sammt seinem Werke konfisziert, prozessiert und zu sechs Monaten verurtheilt. Der Pfarrer bekommt, ohne ausgesprochene Suspension, Krankheitsurlaub, Stellvertreter und fünfzig Mark Geldstrafe für die Ankündigung seines Buches; das Buch selbst will man nicht gelesen haben, rath aber wohlmeinend, es wieder einstampfen zu lassen, widrigensfalls „unter Umständen zu anderweitigen Schritten Anlaß genommen werden müßte.“ Eine sofort eingesandte Erklärung des Verfassers, daß er das Buch nicht zurückziehe, wird ihm „als nicht verlangt“ zurückgegeben; die „anderweitigen Schritte“ aber führen nicht zum ärgerlichen Disziplinarprozeß, sondern zu wirklich sehr anderweitigen Versuchen, den Verfasser ohne Verfolgung seines Romanes aus dem Amt zu bringen, was schließlich auch gelingt.

Jugenheim.

Gottreich Christaller.

Leipziger Mufenalmanach 1904. Herausgegeben von der Literarischen Abtheilung der Leipziger Freien Studentenschaft. Mit Zeichnungen von Leo Schwarz. Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann 1904.

Zwei Proben:

An *

Ich möchte Dich noch einmal wiedersehen.
 Du könntest so in meinem Herzen lesen,
 Wie noch kein Freund, der mir beschieden ward, verstand.
 Dein Lächeln hat mein dumpfes Weh zersplittert,
 Du schenktest mir ein heiliges Erglänzn;
 Und wenn die alte Unrast sich erneuern wollte,
 Sie wurde scheu vor Deiner Nähe Heiligthum.
 O Du, die mir Genesung gab und großen Rausch,
 Ich möchte, eh ich meine dunkle Fahrt beginne,
 Die mir mein Traum gezeigt in Bluth und Blut,
 Noch einmal mich in tiefen Frieden betten
 Bei Dir: ich würde meinen Kopf an Deine Schultern lehnen
 Und stille sein, ganz stille, lächelnd wie ein Kind.

Fribo Lindemann.

Wir Beide.

Wir saßen am stillen Wiesenrain,
 Wie Blut roth war der Abendhschein.
 Du weintest laut; und ich war stumm.
 Viel hundert Blumen blühten ringsum.
 Nur eine lag, von meiner Hand
 Zerplückt, entblättert am Wegestrand.

Leipzig.

Ernst Mangold.



Flammenmal. Gedichte, Verlag Continental, Berlin.

Sempre lo stessa sarà il mio fuoco, sempre lo stesso sarà anch io.
 Des großen Leonardo Wahlspruch ist auch der meine und der des jüngsten
 Flammenzeichens einer Seele, die in dieser zahmen, lahmen Welt nur Anstoß
 und Befremden erregen kann. Denn sie klärt sich nicht so früh und schnell wie
 die meisten. Sie will auch nur Flamme sein, will nicht Asche werden. Hoffent-
 lich ist die Form diesmal schlicht und lieblich.

Hermione von Preußen.



Alte Mädchen. Verlag Frauenrundschau in Leipzig.

Nur ein paar stille Geschichten, an denen ich zeigen möchte, wie Ehe-
 losigkeit verschieden veranlagte Naturen berührt; Mädchen, die sich „hinüber“
 arbeiten, andere, die gar keine Klippe fühlen; Glück erwartende, Glück spendende,
 — je nachdem.

Franziska Mann.



Unsere Anleihen.

Nur ein paar Monate noch: dann kommt die Emission der neuen Reichsanleihe. Die Frist ist für ein Reformwerk kurz bemessen; und eine Reform muß durchgeführt sein, ehe die nächste Begebung erfolgt: sonst erlebt der Reichskredit ein böses Fiasko. Für ein Staatswesen, das, wie Deutschland, schon in normalen Zeiten, nicht erst im Stande der Noth aus der Vermehrung seiner fundirten Schuld eine Jahresgewohnheit gemacht hat, ist die Arbeitmethode des Reichstages nicht sehr günstig. Die Berathung des Stats zieht sich stets bis zum Frühling hin und die Regierung kann deshalb bei der Emission niemals die Geldfülle ausnützen, die sich bald nach Neujahr einzustellen pflegt. Daran aber ist nichts zu ändern. Man kann der Volksvertretung ja nicht zumuthen, daß sie gleich am Anfang der Budgetdebatte eine Anleihe in blanco votirt und sich damit begnügt, am Schluß der Berathungen eine nachträgliche Korrektur vorzunehmen. Das Reich wird eher die Pampwirtschaft aufgeben, als daß ein Parlament, in dem Eugen Richter und achtzig Sozialdemokraten sitzen, sich das konstitutionelle Recht zur Geldbewilligung verkürzen läßt. Diesmal scheidet die Frage übrigens aus, denn es ist längst zu spät. Wir sind in den Januar gelangt und müssen schon froh sein, wenn überhaupt noch, in aller Hast, irgend Etwas geschieht. Boreilig darf man also den neuen Reichsschatzsekretär sicher nicht nennen, wenn er nächstens eine Konferenz einberuft, um Mittel zu finden, die künftige Reichsanleihe vor Schaden zu bewahren vermöchten. Als im Dezember einzelne berliner Finanzmänner vom Freiherrn von Stengel zu einem Konfiliium in die Wilhelmstraße geladen wurden, glaubte man ziemlich allgemein, es handle sich um den Reichskredit. Doch der neue Herr plauderte mit den Koryphäen der Hochfinanz damals über die Reform der Börsensteuer. Eile mit Weile: so heißt die Lösung. Jahre lang ist das Thema Börsengesetz und Börsensteuer öffentlich beredet worden. Endlich, schien es, sollte der Weg zur Rettung beschriftet werden. Die Throntrede sagte Abhilfe zu. Alles natürlich parat, Text der Vorlagen, Notivenbericht, Ministerreden. So dachte man. Und durfte nach all den amtlichen Konferenzen der letzten Jahre so denken. Doch man ward enttäuscht. Eine letzte und allerletzte Konferenz war noch nöthig. Natürlich: ein neuer Mann, der tastend seinen Weg suchen muß. Nur war diesem neuen Mann der Ruf eines Herkules vorausgegangen. Dem langen Müller auch . . . Also häßlich bedächtigt. Die Berathungen über die Reichsanleihe wurden ins neue Jahr verlegt. Ihr wundert Euch? Gut Ding will eben Weile haben.

Herr von Stengel hat, wie behauptet wird, die Absicht, zunächst nur offizielle Persönlichkeiten zu diesen Konferenzen heranzuziehen. Den Repräsentanten der Hochfinanz scheint er also nicht allzu viel Vertrauen zu schenken und die Herren selbst werden, wenn sie später das Konferenzzimmer betreten, die Empfindung haben, daß man dort schlecht über sie gesprochen hat. Das böse Gewissen. Siebenundvierzigmal wurde im April des vorigen Jahres die letzte dreiprozentige Reichsanleihe von 290 Millionen überzeichnet. Dieser Theater effekt war den großen Banken zuzuschreiben, von denen eine einzige fast drei Milliarden zeichnete. Der Kurs der Emission war 92; während ich diese Zeilen schreibe, ist er noch immer niedriger, obwohl er schon um mehr als zwei Prozent

über den tiefsten Stand gestiegen ist, den wir seit der Emission erlebt haben. Die Aktienbanken sind sich ihrer schweren Mitschuld an diesem traurigen Verlauf wohl bewußt. Schlimmer und schädlicher konnte der Unfug der Konvertierungserei sich nicht offenbaren. Ich möchte aber nicht die Hand dafür ins Feuer legen, daß nicht auch Kunden der Reichsbank unter den Konvertizierern waren und, trotzdem man sie sah, die gezeichneten Summen erhielten. Die Wurzel des Übels reicht eben bis tief ins Publikum hinab, das ein förmliches Recht auf den kleinen Gewinn zu haben glaubt, der sich — wenigstens auf dem Papier — aus dem Unterschied zwischen Tages- und Emissionskurs ergibt, wenn eine Staatsanleihe herauskommt. Die bittersten Vorwürfe werden der „Bankverbindung“ gemacht, die dem Kunden nicht einmal solche Kleinigkeit zuzuschlagen vermag. Kein Wunder daher, daß eine Bank die andere übertrumpft. Die Kosten werden ja vom Reich getragen. Eine Würdigung dieser allgemein menschlichen Seite haben aber die Aktienbanken von den staatlichen Organen nicht zu hoffen. Die werden in den geehrten Vertretern der Hochfinanz bei den Konferenzen doch nur die Vampyre sehen, die dem Reich noch ein halbes Prozentchen aussaugen möchten, um die Rente mit besserem Nutzen als bisher an die Kundschaft vertreiben zu können. Mit der Miene gekränkter Unschuld werden die Finanzleute diesen Verdacht abwehren, statt mit gesundem Egoismus zu bekennen, daß ein gesteigerter Verdienst allerdings ein starkes Reizmittel für sie wäre, sich der künftigen Emissionen mit heißerer Liebe anzunehmen als der früheren. Auch sie können sich den Luxus erlauben, die Maske der fürs Gemeinwohl kämpfenden aufzusetzen, mit der sich heutzutage jedes private Interesse zu schmücken liebt und schmücken darf, wenn es nur leck genug ist, um an den Spöttern mit einem Achselzucken vorbeizuschreiten. Alle Vorschläge werden von den Bankherrschern mit patriotischem Hochgefühl gewürdigt, die meisten aber aus rein sachlichen Gründen, um der nationalen Wohlfahrt willen, abgelehnt werden. Desto hartnäckiger werden sich die offiziellen Organe vermutlich auf das Ergebnis ihrer gesetzgeberischen Talente steifen. Vielleicht entschließt man sich, um ganz up to date zu sein, an Scherls Sparsystem mit Lotteriegewinnen anzuknüpfen, dessen Einführung die preußische Regierung im Prinzip beschlossen haben soll. Wenn schon, denn schon. Die Anlage aller Spareinlagen in heimischer Rente könnte erzwungen werden und die „Sprechstelle im Dienste des öffentlichen Lebens“, das Blättchen, das Scherls Sparern allwöchentlich ins Haus zu liefern ist und neben ihrem Sparfuss auch ihre Bildung und Gefittung fördern soll, würde verpflichtet, die geschätzten Leser in jeder Woche auf die Vorzüge der heimischen Rente hinzuweisen. Nur weil es unlauterer Wettbewerb wäre und der Staat ja die Pflicht hat, ein Muster von Moralität zu sein, unterdrücke ich den Vorschlag, der vom System Scherl erleuchtete Staat solle lieber gleich selbst zur Ausgabe einer mit Prämien versehenen Rente übergehen. Auf einem anderen Gebiete, dem des edlen Rennsports, ist man neuerdings ja von Staates wegen zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Spieltrieb ein Faktor sei, mit dem man rechnen müsse und den man nicht mit unfruchtbarem Eifer und untauglichen Mitteln bekämpfen, sondern guten Zwecken nutzbar machen solle. Nur immer hübsch konsequent sein: Das ist die Hauptsache. Und das sparende Publikum ist wirklich nicht zu verachten. Die Behauptung, nur die Franzosen verstünden zu sparen, ist unrichtig. Die

Einlagen der preussischen Sparkassen sind im letzten Berichtsjahr um eine halbe Milliarde gewachsen. Dieser Rekord übertrifft die höchste bisher (1901) verzeichnete Steigerung um elf Millionen. Der ganze Bestand erreicht jetzt die Riesenziffer von 6732 Millionen Mark. Ein verlorener Krieg, Milliarden-Entschädigung, Revanche für Sedan? Kleinigkeit. Deutschland könnte die Summe bequem zahlen. In wenigen Jahren wird es, wenn die Entwicklung so fortschreitet wie bisher, zehn Millionen preussischer Sparkassensbücher geben.

Dabei beweist die Einkommensteuerstatistik, daß dieses Wachstum der Ersparnisse, so weit es in den Sparkasseneinlagen zu Tage tritt, nicht etwa auf Kosten einer anderen Verwendung der freien Kapitalien, sondern parallel mit der Vermehrung des Einkommens erfolgt ist. Seit der ersten Veranlagung (im Jahr 1892) ist das steuerpflichtige Einkommen in Preußen auf mehr als das Doppelte angewachsen. Es wäre ein lohnendes Unternehmen, aus dieser ergiebigsten aller Quellen für die Zwecke der Rente zu schöpfen. Wenn nicht direkt, so indirekt, indem man die Sparkassen und Versicherungsanstalten verpflichtet, mindestens einen erheblichen Theil des ihnen anvertrauten Geldes in Reichsrente anzulegen. Niemals aber wird eine Reichstagsmehrheit dafür zu haben sein. Denn die Folge solcher Vorschrift wäre eine Umwälzung des Hypothekensystems, gegen die sich alle städtischen Abgeordneten, einerlei, welcher Couleur, stets mit Händen und Füßen wehren müßten, wenn ihnen das Mandat lieb ist. Und dem Gedanken, für die Reserven der Aktiengesellschaften eine ähnliche Anlagenvorschrift zu erlassen, wäre kaum ein freundlicheres Schicksal beschieden; Aktionär ist heutzutage ja jeder halbwegs Bemittelte und gegen die Entwerthung von Aktien, die als Folge eines solchen Gesetzes unvermeidlich wäre — zahllose Effekten müßten auf den Markt geworfen werden, um für die Rente Platz zu schaffen —, würde sich die ganze Schaar der Besitzenden sträuben. Nur von solchen Radikalmitteln aber wäre das Heil für die Reichsanleihen zu erhoffen, die nicht etwa nur durch die leidige Konzertzeichnerei, sondern durch viel wichtigere Umstände auf ihr klägliches Niveau herabgedrückt worden sind. Durch das ganz unverhältnismäßig starke Anwachsen der Reichsschuld; 1880 waren's 267, jetzt sind's 3103 Millionen. Durch den raschen Uebergang von fünf zu drei Prozent Zinsen; dreißig Jahre sind für solche Wandlung eine kurze Frist. Durch die schrankenlose Konkurrenz der 3½ und 4prozentigen Stadtanleihen und namentlich der Pfandbriefe von Hypothekendarlehenbanken. Durch die Beschlagnahme der ländlichen Ersparnisse, die für die Zwecke der Gentry in die landwirthschaftlichen Darlehnskassen geleitet werden. Durch die Ungulänglichkeit des Reichsinvalidenfonds, der, statt Rente zu kaufen, nur noch Rente zu verkaufen hat. Durch die in den letzten Jahren sichtbar steigende Tendenz der Geldmarktkurve; dabei hat es uns, trotz der Stockung im transvaaler Minenbetrieb, an Gold nicht gefehlt. Endlich, last, not least, durch die industrielle Hochkonjunktur, die in Deutschland die Aktie zum populärsten aller Anlagemittel gemacht hat. In dieser Aufzählung fehlt das Börsengesetz und die Börsensteuer. Ich kann nämlich die Meinung nicht theilen, daß diese zwei Momente bei der Entwerthung und Deklassirung unserer Staatsanleihen wesentlich mitgewirkt haben. Gerade da aber wird die Konferenz, zu allseitiger Genugthuung, einen Knochen entdecken, an dem sie mit Wonne nagen kann. Eine Ermäßigung des Umsatzstempels

auf die heimische Rente (nach französischem Vorbild) wird dann als Ergebniß der Berathungen in der Glorie erscheinen. Die Vertreter der Banken werden sich aber wohl hüten, diese Konzession mit der schriftlichen Verpflichtung zu quittiren, daß sie fortan ihre vorübergehend verfügbaren Kapitalien in heimischen Staatspapieren anlegen werden, und zwar just in den kritischen Augenblicken, wo diese Papiere solchen Beistandes besonders dringend bedürfen. Wahrscheinliches Resultat auf diesem Gebiet: viel Lärm um einen Eierkuchen.

Das einzige werthvolle Ergebniß der Berathungen wird vielleicht eine beträchtliche Erhöhung des Betriebskapitales der Seehandlung sein. Mit ihren 35 Millionen Mark muß sie sich wahrhaftig schämen, wenn sie an ihr ehrwürdiges Alter, an ihre gewichtigen Aufgaben, an ihren gewaltigen Stifter und an die Kapitalsentwicklung der benachbarten Privat institute denkt. Eine Kapitalserhöhung, die dem Stil ihres neuen Palastes entspräche, würde sie in den Stand setzen, zur Stützung der deutschen Fonds mehr zu thun, als bei irgend einer noch so geistreichen Ministerialreform der bestehenden Geseze herauskommen könnte. Zwar wäre es eine künstliche Nahrungszufuhr; aber die Sache will's. Ueber die paar Jahre, die noch verstreichen werden, bis unser Staatskredit wieder zu gefunden beginnt, helfen Geseze ihm nicht hinweg. Wohl aber könnte die Seehandlung ihm während dieser harten Zeit das Leben erleichtern. Den Oligarchen der Behrenstraße wird solche Kapitalvermehrung freilich nicht viel Freude machen. Sie waren schon ärgerlich, als die Seehandlung die kleineren Bankhäuser durch eine die Gases betreffende sinnige Verfügung ermunterte; und als sie gar verkündete, sie wolle Reichsanleihe und preußische Konsols ohne Provision abgeben und für die halbe Depotgebühr verwahren, da war der Teufel los. Doch der Schmerz wird zu überwinden sein. Dann wird der neue Reichschahsekretär am Ende glauben, er habe es höllisch gekheit angefangen, um den Kurs der deutschen Staatspapiere zu heben. Auch ohne ihn wäre es aber ganz gut gegangen.

Dis.



Notizbuch.

Der arme Schwarze Peter von Serbien muß den ersten Neujahrstag, der seinem gekrönten Haupte dämmert, ohne die bunte-Statistikerie feiern, deren Anblick sonst nach der Jahreswende landesväterliche Herzen erfreut. Kein Galafrack, kein Knieföschen fremder Würdenträger wird sein Auge laben. Die Großmächte haben ihm die Gesandten weggeholt. Warum? Weil sie auch im Reich reinsten Sittlichkeit Großmächte sind und nicht dulden können, daß die Offiziere, die an Alexander und Draga das Volksurtheil in etwas balkanhaft summarischem Verfahren vollstreckt haben, in der Armee bleiben. Alexander Obrenowitsch war ein Mörder, dem nicht der Wille, nur die Möglichkeit zum Vätermord fehlte, und Draga Raschin war eine Tarifföhne. Mit ihnen durften die Vertreter der Großmächte amtlich verkehren, nicht aber mit Männern, die auf ihre rübe Weise den Teufel und den Brutus spielten. Natürlich. Sassa trug eine Krone und wohnte im Recht des von Popenhänden Geweihten; die Offiziere waren ganz gemeine Unterthanen, deren verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist, sich von ihrem König schlachten zu lassen. Vor hundert Jahren und

später noch nannte man's Solidarität der monarchischen und konservativen Interessen; heute heißt man's Gebot der öffentlichen Moral. Und Frankreich, das auf den bloo der Großen Revolution so stolz ist und die Hinrichtung Gefürter im Pantheon nationaler Großthaten nicht missen möchte, das Frankreich der neuen Jakobiner macht die europäische Moralität mit. Denn also will es der Weiße Jar. Mancher wird finden, die Großmächte seien zwar ungemein moralisch, doch auch ein Bischen dumm. Statt froh zu sein, daß es in Serbien leidlich ruhig zugeht, und die neue, nun allein noch angestammte Dynastie zu stützen, boykottiren sie einen König von Gottes Gnaden, weil er — nur er? — nicht auf ganz sauberen Stufen den Thron erklettert hat, und wecken im gewählten Leib eines siechen Landes entschummerte Leidenschaft. Dumm, aber sittsam; Nikolai will's. Der arme Peter muß sich in die Heuschelmode brquemen und die Leute absehen, die ihm vor sieben Monaten aufs Thronchen halfen. Wahrscheinlich thut ers nicht selbst, sondern bürdet das onus der Stupidschina auf. Wenn sie anständig entschädigt werden, sind die Bervehimten gewiß auch zu dem Patriotenopfer ihrer militärischen Charge bereit. Neuen Groll und neuen Haber wird's freilich geben und der König als Schwächling verschrien werden, da er Männer fallen läßt, denen die Volksvertretung feierlich den Dank des Vaterlandes votirt hat; doch die Moral wird gerettet sein. Ein jüngerer Peter wäre vielleicht eigensinnig und verzichtete lieber auf die fremden Diplomaten als auf die guten Freunde, die am ersten Juni 1903 so wacker für ihn gearbeitet haben. Es ginge. Ginge sicher auch ohne diplomatische Komparserie. In Belgrad ahnten die Gesandten der Großmächte nicht, daß die Lebensstunden des letzten Obrenowitsch gezählt waren; sie wurden von der Palastrevolution eben so überrascht wie der harmloseste Mitteleuropäer. In anderen Hauptstädten ahnen und wissen sie auch nicht viel mehr. Mancherlei ist schon im Lande Nilosch's probirt worden. Wenn Peter nicht so alt und so müde wäre, würde er den Boykott hinnehmen, seine Gesandten aus den Residenzen abberufen und mal probiren, ob man nicht ohne Diplomatie mit großen und kleinen Mächten ganz gut verkehren kann. Damit gäbe er ein gutes Beispiel und sparte dem Land ansehnliche Summen. Vom Leiter der für ihn wichtigsten Großmacht, der Berliner Handels-gesellschaft, könnte er dann ja den internationalen Dienst zeitgemäß organisiren lassen.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„In der Frankfurter Zeitung wurde am sechzehnten Dezember 1903 aus Madrid über den traurigen Zustand der Kathedrale von Toledo berichtet. Der Berichtstatter fragt, warum der reich dotirte spanische Welt- und Ordensklerus für die Erhaltung der prachtvollen kirchlichen Bauwerke der Halbinsel nichts thue, und sagt dann: „Und die Jesuiten, die in ihren Eisenbahngesellschaften, in ihren transatlantischen Dampfschiffahrtsgesellschaften und anderen ähnlichen Unternehmungen jährlich viele Millionen an Dividenden vertheilen: warum geben sie nicht ein Scherflein her?“ Ich habe bis jetzt alle Jesuitengeschichten für boshafte Erfindungen der Gegner oder für Phantasien des Volksaberglaubens gehalten. Hier nun finde ich eine Angabe, die, wenn sie wahr sein sollte, als auf einer notorischen Thatsache beruhend nicht geleugnet, im anderen Fall leicht durch beglaubigte Urkunden widerlegt werden kann. Sollte sie wahr sein, so würde ich bereuen, was ich in der ‚Zukunft‘ und anderwärts zur Vertheidigung der Jesuiten geschrieben habe. Gründen und Dividenden schlucken ist gewiß kein Verbrechen, aber wenn Mönche, noch dazu solche, die sich die Gesell-

schaft Jesu, des verkörperten Gegenjages von Gott Mammon, nennen, Gründer werden und Dividenden schlucken, dann ist ihr geistlicher Charakter nur Maske für weltliche Zwecke, und wer seine weltlichen Zwecke unter geistlicher Maske verfolgt, ist des Schlimmsten verdächtig. Außerdem gehört dann der Jesuitenorden gar nicht in mein Departement, sondern mit der Trebergesellschaft in den Börsenthail, von dem ich, obwohl ein Wenig Dilettant in der Nationalökonomie, blutwenig verstehe. Dieses Nichtverstehen rechne ich mir zur Ehre an, denn es ist ein Bestandtheil meines idealen Jesuitismus. Ich bitte also den Herrn Pater Lehmkuhl oder einen seiner deutschen Kontraktres, mir an dieser Stelle Auskunft zu geben. Erfolgt keine Antwort in der „Zukunft“, so nehme ich das Stillschweigen als Zugeständniß der Schuld.“

In Chicago ist ein Theater abgebrannt. Das Feuer brach während der Vorstellung auf der Bühne aus, der Adestvorhang versagte, im überfüllten Haus waren die Rothhützen nicht geöffnet: 587 Menschen erstickten, verbrannten, wurden erdrückt, im Gedräng zertrampelt. Am nächsten Tage lasen wir, solche Katastrophe sei bei uns unmöglich. Und sicher ist ja, daß die strupellose Leichtfertigkeit, womit die Profitgier amerikanischer Theaterpächter zu wirthschaften pflegt, von deutscher Polizei nicht gebuldet würde. Wer aber je etwa im Deutschen Theater den wilden Schlußkampf um die Kleidungsstücke sah, wird sich gefragt haben, wie viele Menschen hier bei einer Panik wohl mit dem Leben davon kämen. Die Interloquentschaar schwärmte aus; und die Berufensten erklärten: Keine Spur von Gefahr; Alles in bester Ordnung, in allerbesten, wie stets gehört, in den königlichen Theatern. Zwei Tage danach ließ der Kaiser das berliner Hofopernhaus schließen, weil es dem Leben des auf und hinter der Bühne wirkenden Personals nicht genügenden Schutz biete. Ein neues Operntheater müsse gebaut werden, hieß es, einstweilen aber das alte Bühnenhaus neue Treppen, Ausgänge und Galerien erhalten. Ob ein neues Opernhaus nöthig ist — im alten haben kostspielige Umbauten die schlechte Akustik nur noch verschlechtert —, wird später zu prüfen sein. Muhte aber in Chicago erst ein Theater abtrennen, damit die berliner Behörden merkten, wie übel es in dem ihrer Obhut anvertrauten Haus um die Sicherheit der Künstler, Techniker, Arbeiter bestellt sei? Wenn die Gefahr wirklich so groß ist, wie sie jetzt geschildert wird — daß die Schilderer für den von ihnen längst ersehnten, im Landtag aber gefährdeten Neubau Stimmung machen wollen, darf man ja nicht annehmen —, dann muhte das Opernhaus früher geschlossen werden. Dann hat die Kontrollinstanz ihre Pflicht lange versäumt. Den Kaiser und König brauchte man dieser Polizeifrage wegen nicht zu bemühen. Ohne alberne Byzantinismen scheint bei uns aber nicht mehr zu gehen. Jetzt wird die „großartige Initiative“ und der „hochherzige Entschluß Seiner Majestät“ in der Presse beschwagt und herduchert. Weil ein Theater wegen dringender Feuersgefahr geschlossen worden ist. Nachbarin, Guter Häschen . . . Weißt Du übrigens, lieber Leser, daß die entfesselt wüthende Himmelskraft in Chicago eine Schandthat gerücht hat, deren Schauplatz New-York kurz vorher gewesen war? Nein? Dann bist Du kein strenggläubiger Wagnerianer. In New-York ist „Parsifal“ aufgeführt worden. Damit hat die Neue Welt sich geschändet. Denn „Parsifal“ darf nur in Bayreuth aufgeführt werden. Der Geschäftsmann, der den Oval übers Meer schleppte, wollte Geld verdienen, wird nun aber keins verdienen; denn nach großen Theaterbränden bleibt das Publikum immer ein paar Wochen den Spielhäusern fern. So strafen die Götter freule Entweihung . . . Nach Allem, was

wir seit Monaten über diese Parifalgeschichte gehört haben, ist solche Verleumdung eigentlich zu erwarten. Die größten Meisterwerke der Weltliteratur sind drüben von Startruppen verflümmelt und verstümpert worden. Kein Dahn hat danach gekräht. Für „Parifal“ ist wenigstens gethan worden, was in amerikanischen Theaterverhältnissen gethan werden konnte. Schön ist's nicht, daß ein Kunstwerk gegen den Willen des Besitzers der Menge vorgeführt wird; in den Vereinigten Staaten ist's aber erlaubt und Wagners Ruhm würde schlimmeren Unfug überleben. Kein Grund zur Empörung; höchstens zum Staunen darüber, daß der Einfall nicht längst einem schlaunen Manager kam. Thöricht ist das Getuschel, Frau Cosima Wagner kammerte sich an das Parifalmonopol, weil es ihr Geld einbringe. Gerade die Profitgier müßte ja Wagners Erben zur Freigebung des Werkes drängen, das ihnen dann viele Millionen eintrüge. Von so erbärmlichen Motiven lassen sich die Bewohner von Wahnsried nicht leiten. Aber sie haben die Distanz zu den Dingen verloren. Trotz der Christenthümlelei ist Parifal unserem Herzen nicht heiliger als der Doktor Faust und Florestans Leonore, denen drüben nicht halb so viel Reuerenz erwiesen wird. Man sollte uns endlich mit dem Gesinn verschonen. Die Legende hat jezt ihren Schluß. Weil Amerika die Schmach des Grausraubes baldete, ward es bestraft; und weil das Deutsche Reich nicht intervenirte, ist in Berlin nun das Hofopernhaus gesperrt. Amen.

Die Akademischen Monatshefte, das „Organ der deutschen Corpsstudenten“, brachten neulich die folgende Notiz: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht, dem Lehrer Emil Hammelrath an der städtischen katholischen Volksschule in Düsseldorf aus Anlaß seiner verdienstvollen und uneigennütigen Betätigung bei der Herstellung des Corpsalbums des Corps Borussia in Bonn den Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern zu verleihen“. Und in den Tageszeitungen haben wir vor ein paar Tagen gelesen, daß Seine Majestät der Kaiser und König dem preussischen Staatsminister und Minister des Inneren Freiherrn von Hammerstein die Jagduniform zu verleihen geruht hat.

... „Modernisirung der Verwaltungsmaschinerie?“

„Aber Excellenz! Heutzutage? Quieta non movere!“

„Also wenigstens zeitgemäße Beamtengehälter?“

„Schon wieder Zulagen? Sind ja erst aufgebeffert.“

„Sont was von Belang in Sicht?“

„Ueberschwemmungshose, Kanalisirung . . .“

„Nicht gerade funkelnagelneu.“

„Aber nützlich. Und nimmt höchlich viel Zeit. Dann die Neben do rigueur.“

Alles, was im Reichstag nicht so bequem gesagt werden kann. Kampf gegen den Umsturz. Am Boden schleifende Bügel. Warum wir die Handelsverträge noch nicht gekündigt haben und wann wir sie endlich kündigen werden. Kostspielende Landwirtschaft, der mit Worten nicht zu helfen sei. Ostmark heben. Soldatenmißhandlungen. Parität. Kwikedix. Bülse. Bdrse, die entfesselt werden muß, nie gefesselt war, das Stiefkind, der verhätschelte Liebling der Staatsregierung ist. Die ganze Veier. Dauert mindestens bis in die Kaiserstehungszeit. Wollen Sie noch mehr?“

„Meinte nur, daß mitunter doch auch mal neue Gedanken ganz ersprießlich . . .“